



# forschung

## 365

Das Wissenschaftsmagazin der Universität zu Köln  
*The University of Cologne's Journal of Science*

## Chancen und Krisen Chances and Crises

Zuviel des Guten? Warum Wohlstand  
nicht glücklich macht.

*Too much of a good thing? Why material  
wealth does not make us happier.*

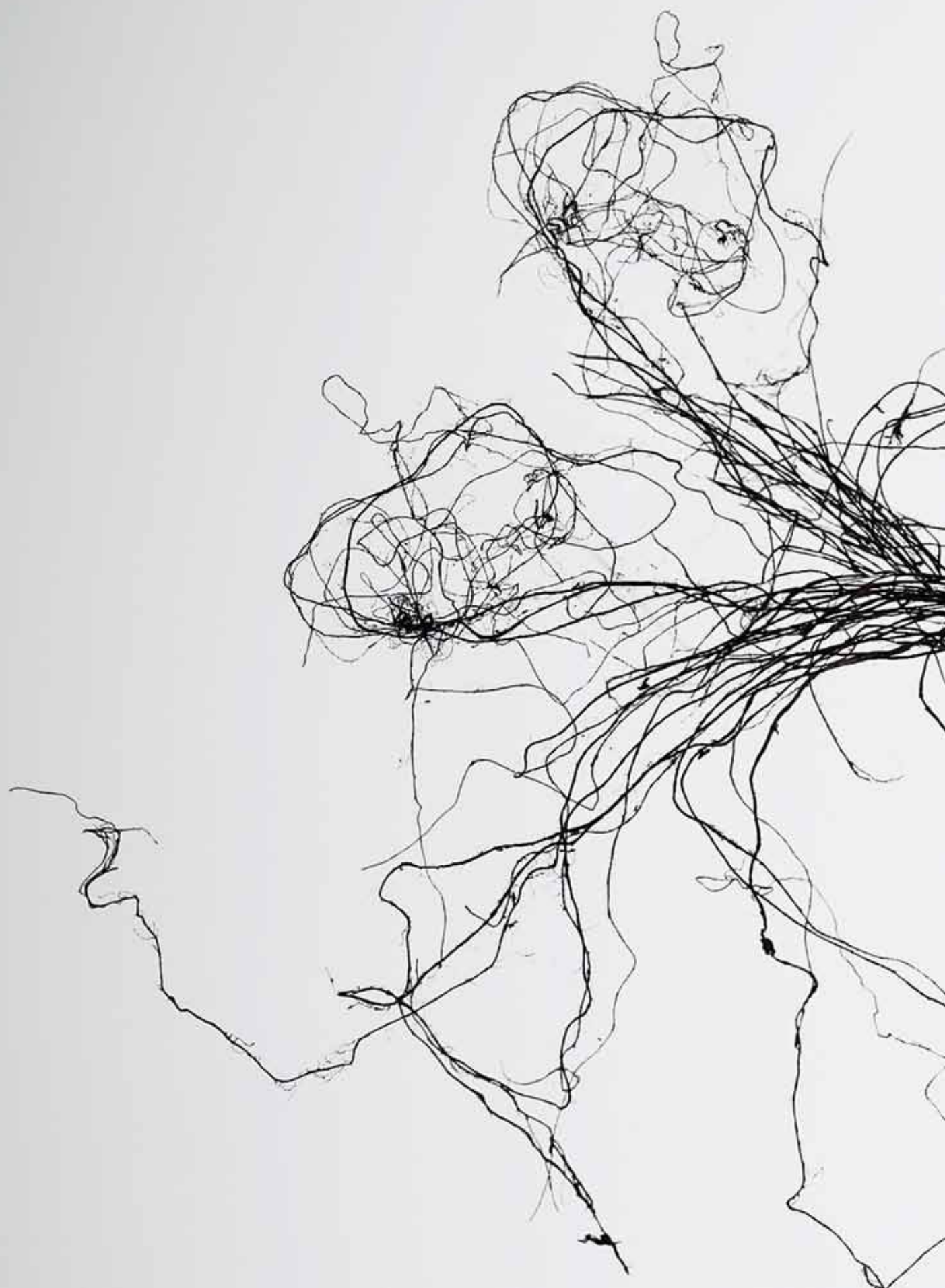


**Deutschlands arme Kinder.** Kölner Forschungsprojekt über Ursachen und Folgen von Kinderarmut.

*Germany's disadvantaged children.* Cologne research project looks at causes and effects of child poverty.

**Nach der Bankenkrise.** Wie können Finanzmärkte besser reguliert werden?

*After the banking crisis.* How financial markets can be regulated.



# Chancen und Krisen Chances and Crises



Die Universität zu Köln bekommt eine einmalige Chance: Sie darf sich als eine von sieben Universitäten um den Titel einer Exzellenz-Universität bewerben. Das ist das Ergebnis einer Vorauswahl, die die Deutsche Forschungsgemeinschaft und der Wissenschaftsrat Anfang März in Bonn bekannt gegeben haben. Insgesamt wollen Bund und Länder 2,7 Milliarden Euro für fünf Jahre zur Verfügung stellen, um die Spitzenforschung an deutschen Hochschulen zu fördern.

Schon jetzt gehört die Universität zu Köln zur Spitzengruppe der forschungsstärksten Universitäten. In den vergangenen Jahren haben wir unser Forschungsprofil weiter geschärft und bedeutende Forschungsprojekte eingerichtet. Köln ist Sprecherhochschule von elf Sonderforschungsbereichen/TransRegios. Bei der aktuellen Exzellenzinitiative treten wir mit einem Gesamtkonzept und mit vier Projektanträgen an, von denen ein Exzellenzcluster und eine Graduiertenschule bereits seit der letzten Runde gefördert werden.

Aber die Universität zu Köln hat nicht nur Erfolge vorzuweisen, sie muss auch schwierige Situationen bewältigen. So werden uns die doppelten Abiturjahrgänge und die Abschaffung der Wehr- und Zivildienstpflicht vor eine große Herausforderung stellen.

Die aktuellen Entwicklungen nehmen wir zum Anlass, uns mit dem Thema „Chancen und Krisen“ auseinanderzusetzen. Zahlreiche Forschungsarbeiten der Universität zu Köln befassen sich mit dieser Thematik. Wir wollen Ihnen mit dem vorliegenden Heft einige dieser Ansätze vorstellen.

Wir wünschen Ihnen eine angenehme Lektüre und freuen uns über Ihr Interesse an unserem Magazin.

*The University of Cologne has a once in a lifetime opportunity: it is one of only seven universities selected to compete for the title of Excellence University. This is the result of a preselection announced by the German Research Foundation and the German Council of Science and Humanities at the beginning of March. The German Federation and States plan to provide funding of 2.7 billion Euros over a period of five years to promote cutting-edge research at German universities.*

*The University of Cologne is already considered one of the top research universities in Germany. Over the last few years we have raised our research profile further and set up significant research projects. Cologne is speaker university for eleven Collaborative Research Centres/TransRegios. For the current competition we have an overall concept and four projects proposals, which include an excellence cluster and a graduate school from the last round.*

*However, with success there also come challenges. The changes in the school system resulting in twice the amount of school leavers coupled with the abolishment of compulsory civilian and military service present huge challenges.*

*The current developments provide us with the chance to look into the theme of "Chances and Crises." Many research projects at the University of Cologne deal with this thematic. We would like to present a selection of these in the present edition of the journal.*

*We hope that you enjoy reading the latest edition of the journal and are delighted about your interest in it.*

**Prof. Dr. Axel Freimuth** | Rektor der Universität zu Köln *Rector of the University of Cologne*

**Prof. Dr. Gereon Fink** | Prorektor Forschung und wissenschaftlicher Nachwuchs *Prorector of Research and Young Scientists*

6

Sichtweisen  
*Perspectives*

66

Wissenschaft im Brennpunkt  
*Science in focus*

76

Forschungsk Kooperationen  
*Research Cooperations*

80

Aus den SFB  
*Collaborative Research Centres*

82

Forschungspolitik  
*Research Politics*

86

Impressum  
*Imprint*



10

Wohlstand und Glück  
Economic wealth  
and happiness



20

Deutschlands arme Kinder  
Germany's disadvantaged  
children



28

In Arbeit und Armut  
The Working Poor

Chancen  
und Krisen  
Chances  
and Crises



36

## Die Bankenkrise und die Wissenschaft The Banking Crisis and Academia



44

## Vom Regen in die Traufe – Quo Vadis, Gesundheitssystem? Out of the Frying Pan into the Fire – Quo Vadis Health Care System?



52

## Von Afghanistan bis Wikileaks From Afghanistan to Wikileaks



58

## Markenmanagement, Risiken und Nebenwirkungen Brand Management, Risks and secondary Effects

Vorschau: Die nächste Ausgabe von forschung 365 widmet sich dem Thema „Umwelt“.  
*The next edition of forschung 365 will be on the "Environment".*





**Prof. Dr. Alexander Ludwig**  
CMR – Center for  
Macroeconomic Research

## Die Finanz- und Wirtschaftskrise: Viele Risiken bergen aber auch Chancen

### The current economic and financial crisis involves risks – but also opportunities

Die jüngste Finanz- und Wirtschaftskrise hat das weltweite Wirtschaftsgefüge in einem Ausmaß erschüttert, das zuvor nur aus der Weltwirtschaftskrise der 30er Jahre bekannt war. In Deutschland ist das Pro-Kopf-Einkommen von 2008 auf 2009 um etwa fünf Prozent zurückgegangen. Die Vereinigten Staaten erleben eine erstaunlich hohe und persistente Arbeitslosigkeit mit einer Arbeitslosenquote von mehr als neun Prozent. Das Bankensystem vieler Industrienationen steht auf wackeligen Füßen. Der von der EU und dem IWF bereit gestellte Rettungsschirm könnte den steuerzahlenden Bürger viel Geld kosten und die Stabilität des Euro ist ungewiss. Die Höhe der Staatsverschuldung in vielen Industrienationen bedeutet zusätzlich zur Belastung durch Sozialversicherungssysteme weitere Steuerlasten für junge und künftige Generationen. Schuldenkrisen der Staaten in zahlreichen Ländern sind gegenwärtig. Ein ausschließlich düsteres Bild?

Und doch birgt die Krise auch viele Chancen. Als Wissenschaftler steht vor allem der Erkenntnisgewinn im Vordergrund, der helfen kann, unsere Wirtschafts- und Gesellschaftssysteme vor künftigen Krisen besser zu schützen bzw. deren Konsequenzen (noch) besser abfedern zu können. Die jüngste Krise bietet ein erstaunliches „Laboratorium“, die Wirksamkeit verschiedener wirtschaftspolitischer Maßnahmen zu untersuchen. Die daraus gewonnenen Einsichten können wichtige Informationen

für künftige Entscheidungsträger generieren. Als Beispiel sei die Kurzarbeit genannt, die es in Deutschland ermöglichte, die negativen Auswirkungen der Krise auf dem Arbeitsmarkt zu schmälern. Diese Beobachtung hat insbesondere in den USA Aufmerksamkeit auf sich gezogen, denn dort war dieses flexible Instrument bislang weitgehend unbekannt.

Auch die Regulierung des Bankensystems hat wichtige Neuerungen erfahren, die es in Zukunft krisenfester machen. So wurde unter Basel III unter anderem empfohlen, die Kernkapitalquote der Banken auf sieben Prozent zu erhöhen.

Eine Untersuchung der Verursacher der Krise deckt in starkem Maße verantwortungsloses Handeln zahlreicher Entscheidungsträger auf. Beispielsweise wurde durch Mehrfachverbriefungen von Forderungsverkäufen geschickt das zugrunde liegende Risiko verschleiert. Ethische Prinzipien müssen künftig (wieder) stärker Einzug in wirtschaftliches Handeln finden. Jetzt besteht die Chance, nicht nur entsprechende Mechanismen in Gehaltsschemata aufzunehmen, sondern auch das Bewusstsein für wirtschaftsethische Moral zu stärken. Sicherlich: die Nachwehen der jüngsten Weltwirtschaftskrise bergen viele Risiken, die uns noch über Jahre hinaus beschäftigen werden.

Aber es gibt auch zahlreiche Chancen und die vorliegende Aufzählung dieser ist bei Weitem nicht erschöpfend. Diese Chancen müssen wir jetzt nutzen!

*The latest financial and economic crisis has shaken international economic structures to an extent that had only been known from the international economic crisis of the 1930s before now. Between 2008 and 2009 per capita income fell by approximately 5% in Germany. The United States is experiencing astonishingly high and persistent unemployment with an unemployment rate of more than 9%. The bank systems of many industrial nations are presently very precarious. The rescue plan implemented by the EU and IMF may cost taxpayers a lot of money and the stability of the Euro is uncertain. The extent of debts in many industrial nations means – in addition to the burden of social insurance systems – further social tax loads for young and future generations. Debt crises of the States are present in many countries. A very bleak outlook it would seem.*

*And despite all of this, the crisis also presents many opportunities. For academics knowledge can be gained, which can help us protect our economic and social systems from crises in the future or to cushion the consequences thereof. The latest crisis offers an astonishing “laboratorium” for the examination of the effectiveness of various economic political measures. The insight gained from this could generate important information for future decision makers. An example is the reduced working hours, which made it possible to reduce the negative effects of the crisis on the job market in Germany. This observation received attention especially from the United States, as this flexible instrument was not known there until recently. The regulation of the bank system also underwent important improvements, which will make it more resistant to crises in the future. Within the framework of Basel III, for example, the core capital quota of banks was increased to 7%. An examination of the causes of the crisis exposes the irresponsibility of many decision makers.*

*An example was the risks that were disguised, for example, through multiple securitisations of factorisations. Ethical principles have to become (once again)*

*more important in economic negotiation. Now there is the chance not only to introduce the suitable mechanisms into income schemata, but also to strengthen aware-*

*ness of economic ethical moral. Certain is that the aftermath of the latest international crisis conceal many risks that we will have to deal with for many years to come.*

*But there are also many chances and the present itemization of these is not even close to being exhausted. We need to take advantage of these chances now!*

## Krisen sind ebenso notwendig wie ambivalent

### Crises are necessary – and ambivalent



**Prof. Dr. Andreas Speer**  
Philosophisches Seminar  
Department of Philosophy

Es ist wohl so, auch wenn wir uns intuitiv dagegen wehren, dass wir oftmals erst in einer Krise anfangen, uns Fragen zu stellen – existentielle oder sachliche – und über diese nachdenken. Das hängt davon ab, ob wir diese Krise eher als eine persönliche erleben oder als ein sachliches Problem – zum Beispiel im Rahmen eines Forschungsprojektes, bei einer „schweren Stunde“ am Schreibtisch wie in Thomas Manns gleichnamiger Novelle oder in einer existentiellen Krise, die ganz unterschiedliche Ursachen haben kann. Oftmals zeigt sich in einer solchen Krise, dass uns bestimmte Antworten fraglich geworden sind, dass wir Entscheidungen nicht länger aufschieben sollten, dass wir eine Wahl zu treffen haben, zu einem Urteil gelangen müssen. Das genau ist die Bedeutung des griechischen Wortes „krisis“, das soviel wie „Scheiden“ oder „Scheidung“ bedeutet und zwei eng miteinander verflochtene Momente einschließt: Entscheidung und Unterscheidung. Beides steht am Ende einer jeden Krise an, will man diese nicht zu einem Dauerzustand machen. Eine Dauerkrise aber ist ein pathologischer Zustand; das gilt für Einzelpersonen ebenso wie für Institutionen und Gesellschaften.

Gleichwohl gilt: Krisen sind unvermeidlich, nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch im Zusammenleben von Menschen und in der persönlichen Lebensführung. In Krisen werden Paradigmen infrage gestellt und kritisiert. (Auch der Begriff der Kritik

leitet sich von „krisis“ ab.) In Krisenzeiten erkennen wir, auf wen wir uns verlassen können, wer unsere wahren Freunde sind. Krisenzeiten zwingen uns, Entscheidungen zu treffen, Prioritäten zu setzen, Abschied zu nehmen von Projekten und Wünschen. Solche Entscheidungen bieten Chancen, werden aber oftmals als ein Konflikt erfahren. Auch das ist in der griechischen Wortbedeutung von „krisis“ enthalten.

Nicht jede Krise ist aber automatisch eine Chance. Ich kann mich in einer Krise falsch entscheiden. Das hängt von meiner Kompetenz ab, aber auch von Umständen, die ich nicht beeinflussen kann. Ich kann in einer Krise etwas unwiederbringlich verlieren, das mir wichtig und bedeutsam war. Krisen sind demnach ebenso notwendig wie ambivalent. Krisen stellen sich ein und werden erlitten. Krisen sind aber auch Ausgangspunkt und Motor für Wandel. Mit Krisen produktiv umgehen zu lernen, gehört zum Handwerk des kritischen Wissenschaftlers. Mit Krisen umgehen lernen ist aber auch wesentlicher Teil einer Lebenskunst, die uns die mit einer Krise verbundenen Chancen erkennen und nutzen hilft.

Even if we intuitively resist it, it is often the case that we only start to ask ourselves questions – existential or objective – and to really think about them during a crisis. It depends on whether we see the crisis as something personal or as

an objective problem – for example, within the framework of a research project, during a ‘weary hour’ at the writing desk like in the Thomas Mann novella of the same name or during an existential crisis, which can have completely different reasons. It often becomes clear during such a crisis that certain answers have become questionable, and that we have to make a decision and reach a judgement. This is exactly the meaning of the Greek word “krisis”, which means something like “a parting” or “separation” and two moments that are tightly knotted together become embedded: decision and differentiation. Every crisis ends with both and one does not wish this to be a permanent situation.

A permanent crisis, however, is a pathological state; this applies to the individual as well as institutions and societies. It is also true that crises are unavoidable, not only in academia, but also during social interaction and in the personal conduct of one’s life. During crises paradigms are questioned and criticized (the term criticism is also derived from “krisis”). During periods of crises, we also realize whom we can rely on and who our real friends are. Times of crises force us to make decisions, to set priorities and to bid farewell to projects and desires. These kinds of decisions present opportunities and often feel like a conflict. That is also in the meaning of the Greek word “crisis”. Not every crisis is automatically an opportunity, however. I can reach the wrong decision in a crisis.

*It all depends on my competency, but also on circumstances, which I cannot influence. I can lose something irretrievable that was important and meaningful for me during a crisis. Crises are therefore necessary as well as ambivalent. Crises pass and are incurred. Crises are, however, also starting points and motors for change.*

*Learning how to deal productively with crises belongs to handcraft of critical academics. Learning how to deal with crises is an essential part of a savoir vivre, which helps us to recognize the opportunities that present themselves during the crises that we can use to help ourselves.*



**Thomas Traguth**  
Jean-Monnet-Lehrstuhl für  
Politikwissenschaft  
Jean-Monnet Chair of Political Science

## Krise als Bedrohung von Macht- und Ordnungsverhältnissen

### Crises affect the balance of power and adjustment

Die politische Wissenschaft widmet sich dem Studium von Macht und Ordnung in gesellschaftlichen Systemen. Eine Krise wird als entscheidender Wendepunkt, Bedrohung oder gar Zerstörung eben dieser Macht- und Ordnungsverhältnisse verstanden. Somit ist die Krise ein Moment von besonderem Interesse für unsere Disziplin, da sie sowohl theoretische Erklärungen zu ihrer Ursache als auch konkret gelebte Entscheidungen fordert, um eine Rückkehr zu gesellschaftlicher Stabilität und Wohlstand nachhaltig zu gewährleisten.

Die Krise als Chance zu nutzen, setzt voraus, ihr schöpferisches Potenzial anzuerkennen, politische Zielsetzungen zu vereinbaren und ihr mit dem oft zitierten ‚politischen Willen‘ zu begegnen; sonst gerät die Krise schnell zur Katastrophe, die Revolte zur Revolution.

Die heutige Europäische Union ist aus einer tiefen Krise des Nationalstaates hervorgegangen. Jean Monnet und Robert Schuman setzten dem ‚totalen Krieg‘ die idealistische Vision des ‚ewigen Friedens‘ einer grenzüberschreitenden Solidargemeinschaft europäischer Völker entgegen. Nach einer anderen Lesart kann die europäische Integration der letzten Jahrzehnte auch als eine rationale Antwort auf die schleichende Krise des Wohlfahrtsstaates in einer globalisierten und zunehmend interdependenten Welt verstanden werden. Die Schwächung des einzelnen Staates wird hier durch Reduzierung von Transaktionskosten und Synergieeffekten der gemeinschaftlichen Zusammenarbeit kompensiert. Auch plötzliche außenpolitische Umbrüche, so z.B. der Fall des ‚Eisernen Vorhangs‘, eröffneten die Chance auf eine friedliche politische Vereinigung des Konti-



nents. Selbst die Machtlosigkeit Europas in der schweren Krise auf dem Balkan führte letztlich zu verstärkten Bemühungen der EG/EU Mitglieder, ihr auswärtiges Handeln künftig gemeinsam und effektiver zu gestalten.

Nach innen verlief die europäische Integration indes auch nicht ohne Krisen; ob durch den Widerstand der Eliten (z.B. die Politik des leeren Stuhls in den 1960ern) oder der schleichenden Legitimationskrise mangels Befürwortung oder Beteiligung der EU Bürgerinnen und Bürger in ihrem politischen System (z.B. Verfassungsreferenden, Wahlbeteiligung).

Wer jedoch die schöpferische und vereinigende Kraft der gemeinschaftlichen Überwindung einer Krise friedlich zu gestalten weiß, dem kann diese Krise als Katalysator zur dauerhaften Verwirklichung von gemeinschaftlichen Werten dienen; ohne Garantie, aber doch als Chance auf Menschenwürde, Friede und Demokratie.

 *Political science is the study of power and order in social systems. A crisis is understood as a decisive turning point, a threat or even destruction of the relationship between power and order. Due to this, a crisis is a moment of special interest for our discipline, as it demands both a theoretical explanation of its causes as well as concrete decision making in order to ensure a sustainable return to social stability and prosperity.*

*To use the crisis as a chance assumes that its creative potential is recognised,*

*political objectives are agreed upon and to confront it with the frequently quoted 'political will'; otherwise the crisis often develops into a catastrophe, and revolts to revolutions.*

*Jean Monnet and Robert Schuman took the idealistic vision of 'eternal peace' against 'total war' in the form of a trans-boundary solidarity community based on the principle of mutual solidarity between European nations. Indeed, the European integration that has taken place over the last few decades can also be seen as a rational answer to the lingering crisis of the welfare state in a globalised and increasingly interdependent world. The weakening of the individual states is compensated here through the reduction of the transaction costs and synergy effects of the united cooperation. Sudden external political upheavals, such as the fall of the 'iron curtain', also presented a chance for the peaceful political unification of the continent. Even the powerlessness of Europe during the critical crisis of the Balkans resulted in consolidated efforts of EU members to organise their common interest foreign affairs more effectively afterwards. European integration was not without inner crises; whether in the form of the opposition of elite states (e.g. the politics of the empty seats of the 1960s) or the lingering legitimisation crisis lacking the endorsement or participation of EU citizens in their political systems (e.g. constitutional referendums, voter participation).*

*For those who know how to peacefully*

*organise the creative and unifying power of the concerted effort to overcome of a crisis, it can be a catalyst for the permanent realisation of common values; without guarantee, but as a chance for human dignity, peace and democracy.*





# Wohlstand und Glück

Wir sind nicht auf der Welt, um glücklich zu sein

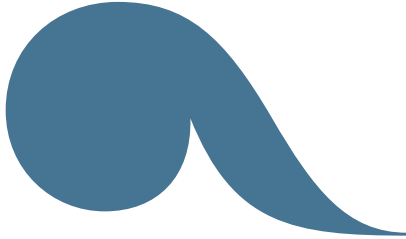
## Material wealth and happiness

We are not in this world to be happy

Merle Hettesheimer

Die materiellen Lebensbedingungen der Menschen in den westlichen Industrienationen haben sich in den letzten 50 Jahren dramatisch verbessert. Und sie verbessern sich auch weiterhin. Aber warum sind die Menschen trotz all dieser Fortschritte nicht glücklicher? Ein Gespräch mit Professor Detlef Fetchenhauer, Direktor des Instituts für Wirtschafts- und Sozialpsychologie an der Universität zu Köln.

*The material standard of living of people in the western industrialised nations has improved dramatically over the last 50 years, and is continuing to improve. The question is, given all this progress, why are people not happier? A conversation with Professor Detlef Fetchenhauer who is Director of the Institute for Economic and Social Psychology at the University of Cologne will shed light on this issue.*



Herr Professor Fetchenhauer, unsere Lebensumstände haben sich seit den 50er Jahren stark verbessert. Wir leben länger und sind länger gesund. Wir arbeiten weniger, verdienen mehr Geld und haben mehr Urlaub. Wir können reisen, nutzen eine Vielzahl technischer Innovationen und leben auf mehr Quadratmetern. Warum sind wir dann nicht glücklicher?

Menschen gewöhnen sich sehr schnell an neue Umstände. Wenn sich unsere Lebensumstände verschlechtern, sind wir in der Lage, uns anzupassen. Nach einer Zeit der Depression können wir wieder von vorne beginnen, uns sozusagen den Staub von der Jacke schütteln und weitermachen. Diese Fähigkeit zur Adaption ist für den Menschen überlebensnotwendig. Leider hat sie den Nachteil, dass Menschen sich auch sehr schnell an Gutes gewöhnen. Man freut sich über eine Gehaltserhöhung, aber in einem halben Jahr denkt man darüber nach, ob man nicht noch eine weitere Erhöhung bekommen könnte.

**Sind wir also gar nicht dazu gemacht, glücklich zu sein? Welche Rolle spielt das Glücksempfinden denn überhaupt?**

Aus evolutionspsychologischer Perspektive sind wir tatsächlich nicht dazu gemacht, glücklich zu sein. Wenn wir überhaupt für irgendetwas gemacht sind, dann dafür, uns fortzupflanzen. Das heißt, unser gesamter psychischer Apparat, also auch unsere Emotionen, haben die Funktion, unser Verhalten zu steuern. Wenn wir glücklich

sind, ist das ein Signal an unsere Psyche, dass im Moment alles in Ordnung ist.

Hätten wir die Fähigkeit, glücklich zu sein ohne irgendwelche äußeren Ziele zu verfolgen, dann hätten wir im Wettbewerb mit anderen Lebewesen, die die Fähigkeit zu einer funktionalen Verhaltenssteuerung haben, schlechte Karten. Insofern kann man tatsächlich sagen, dass wir nicht dazu gemacht sind, auf Dauer glücklich zu sein.

**Mit anderen Worten, was immer wir unternehmen um glücklich zu sein: Wir können das Glücksgefühl nur aufrecht erhalten, wenn wir ständig einen neuen Anreiz haben. Sollten wir dann alle Bungee-Springen?**

Die Psychologie unterscheidet zwischen Glück und Lebenszufriedenheit. Glück bedeutet in diesem Fall das intensive emotionale Erleben für einen kurzen Zeitraum. Sigmund Freud hat einmal sehr schön formuliert: „Glück ist eine Frage von Sekunden.“ Zufriedenheit hebt dagegen eher auf das langfristige Wohlbefinden und die Zufriedenheit mit den eigenen Lebensumständen ab. Wenn Sie jetzt so etwas wie Bungee-Springen ansprechen, dann ist das sicherlich – wenn man es denn mag – eine Möglichkeit, um kurzfristig so etwas wie Glück zu stimulieren, langfristig aber nicht, um das eigene Leben zu meistern.

**Offenbar spielt es aber eine Rolle, ob wir ein bestimmtes Niveau an Armut oder Reichtum unter- bzw. überschreiten. Wieviel Wohlstand braucht denn der Mensch, um glücklich zu sein?**

Grundsätzlich zeigt die Psychologie, dass Glück etwas höchst Subjektives ist. Zwei Menschen können die objektiv gleiche Situation ganz unterschiedlich erleben. Der eine ist todunglücklich, der andere sehr zufrieden damit. Aber diese Subjektivität hat natürlich dann ihre Grenzen, wenn die objektiven Lebensumstände zu extrem werden. Aus der kulturvergleichenden Forschung wissen wir, dass, wenn Menschen wirklich arm sind, wenn sie Hunger haben, krank sind oder Opfer einer Überschwemmungskatastrophe wurden, es ihnen nicht gut geht und dass sie das auch so empfinden. Interessanterweise gibt es nach oben keine Grenzen. Keine

Lebensumstände könnten objektiv so perfekt sein, dass Menschen wirklich glücklich und zufrieden damit wären.

**Wie unterscheiden sich dabei verschiedene Kulturen? Gibt es kulturelle Unterschiede in Bezug auf Zufriedenheit oder Glücksempfinden?**

Ja, sogar relativ starke. Wobei es schwierig ist zu beziffern, was genau die Ursachen dafür sind. Eine Variable, die tatsächlich entscheidend ist, ist der Wohlstand. Weltweit gesehen sind Menschen in wohlhabenden Ländern zufriedener als in armen; allerdings nur bis zu einer bestimmten Schwelle. Wenn Sie einmal in einer Industrienation geboren sind, dann nützt es Ihnen nichts, noch mehr Wachstum zu generieren und noch wohlhabender zu werden. Aber auch andere Variablen spielen eine Rolle: In bestimmten Kulturen scheinen Menschen sensibler für ein Glücksempfinden zu sein, beispielsweise in vielen Ländern Südamerikas. Dort sind Menschen sehr zufrieden, obwohl ihr Wohlstand gar nicht so groß ist.

**Was macht diese Menschen denn glücklicher?**

Das ist bislang kaum erforscht. Man weiß, dass die Gesamtheit der Infrastruktureinrichtung, die eine Gesellschaft Menschen zur Verfügung stellt, diese glücklicher macht. Wenn also in einer Gesellschaft die Menschenrechte gewährleistet sind, die medizinische Versorgung, die Pressefreiheit usw., dann sind die Menschen eher glücklich. Deshalb sind Menschen unter sonst gleichen Bedingungen in einer Demokratie glücklicher und zufriedener als in einer Diktatur. Allerdings korreliert dieser Befund sehr stark mit dem Wohlstand.

**Gibt es Vergleichsstudien zwischen der Bundesrepublik und der DDR?**

Studien zeigen, dass Menschen in Ostdeutschland tatsächlich weniger lebensfroh waren als in der Bundesrepublik. Dieser Unterschied besteht sogar heute noch. Das große Problem solcher Vergleichsstudien ist allerdings, dass es in der DDR keine verlässlichen Daten gab. Die ersten Messungen wurden erst Anfang der 90er Jahre durchgeführt.







### **Welche Faktoren spielen innerhalb einer Gesellschaft, einer Kultur oder eines politischen Systems eine Rolle?**

Die empirische Forschung belegt, dass der Zusammenhang zwischen Wohlstand und Glück innerhalb eines Landes sehr stabil ist: Wohlhabende Menschen sind in einer Gesellschaft lebenszufriedener als arme. Der Grund hierfür liegt im sozialen Status einer Person. Aus evolutionspsychologischer Sicht ist es für Menschen wichtig, sich einen hohen sozialen Status zu erarbeiten, da er sie attraktiver für das andere Geschlecht macht und sie länger und gesünder leben lässt. Wohlstand und Einkommen sind wesentliche Indikatoren für den sozialen Status, den Menschen in einer Gesellschaft haben: Je höher das Einkommen, desto höher der soziale Status und desto besser geht es der betreffenden Person. Dabei lassen sich Emotionen, die Menschen aus Positionsgütern wie dem sozialen Status beziehen, nicht vermehren – immer nur 10.000 Menschen bilden die oberen Zehntausend einer Gesellschaft – und sie unterliegen scheinbar auch nicht der Adaption.

Eine mögliche Erklärung hierfür könnte in sozialen Vergleichsprozessen liegen, die Menschen zum Zweck der Selbsteinschätzung ständig – bewusst oder unbewusst – durchführen, und die ihnen Informationen über ihren Status relativ zu ihren Mitmenschen geben. Menschen mit hohem sozialem Status erleben dabei ständig positive Emotionen aus der Erkenntnis, dass es ihnen besser geht als ihren Mitmenschen. Schulkinder etwa, die mit schlechten Schü-

lern befreundet sind, sehen sich selbst positiver als Kinder, die mit guten Schülern befreundet sind. Teilweise manipulieren wir sogar unsere eigene Wahrnehmung, um in dem Vergleich besser abzuschneiden.

### **Bleiben die Verhältnisse innerhalb einer Gesellschaft also immer gleich, egal wie stark das Bruttoinlandsprodukt eines Landes steigt?**

Ja. Angenommen wir hätten im Jahr 2020 im Schnitt 30 Prozent mehr Einkommen als heute. Dann wäre es unwahrscheinlich, dass wir auch alle deutlich glücklicher wären. Es gibt allerdings kulturvergleichende Studien, die zeigen, dass Menschen in Ländern mit einer niedrigen Einkommensungleichheit tendenziell zufriedener sind als in Ländern mit einer hohen Einkommensungleichheit. Die USA bilden allerdings eine Ausnahme: Dort sind die Menschen tendenziell sehr zufrieden, obwohl es große Einkommensunterschiede gibt. Die Lebenszufriedenheit ist also auch abhängig von der jeweiligen Kultur eines Landes. In den USA wird die Idee, dass jeder seines eigenen Glückes Schmid ist und die Chance hat, es vom Tellerwäscher zum Millionär zu bringen, gelebt. Insofern kann man dort auch mit schlechteren Lebensphasen besser umgehen, weil man hofft, in der Zukunft noch irgendwann den großen Gewinn zu machen. Diese Illusion oder Hoffnung haben die meisten Europäer nicht.

### **Angenommen wir stünden vor einer neuen Wirtschaftskrise. Würde sich**

### **das auf das Wohlbefinden der Menschen auswirken, wenn sich unsere Lebensbedingungen plötzlich verschlechterten?**

Das ist eine sehr interessante Frage, zu der es aber leider kaum empirische Studien gibt. Wissenschaftler befassen sich erst seit drei oder vier Jahrzehnten mit dieser Thematik und in dieser Zeit haben wir weltweit keine schwere Rezession erlebt. Ich würde vermuten, dass, wenn es einer Gesellschaft gelänge, die Einkommensverluste halbwegs gleichmäßig zu verteilen, die Lebenszufriedenheit der Menschen sich kaum ändern würde. Tatsächlich hatten wir in Deutschland ja in den letzten zwei Jahren eher negative Wachstumsraten, und das hat die Lebenszufriedenheit der Menschen kaum beeinflusst, eben weil jeder davon betroffen war.

### **Welche Rolle spielen denn die Medien bei der Wahrnehmung unserer Umwelt?**

Ein Gedanke, den ich entwickle, ist der, dass die Medien im Wesentlichen die Funktion haben, über Krisen, Gefahren oder Katastrophen zu berichten, und Menschen das von den Medien eben auch erwarten. Auch das ist aus evolutionärer Perspektive sehr funktional, weil es genau die Informationen sind, die für unser eigenes Verhalten wichtig sind. Das hat zur Folge, dass die Medien unabhängig vom objektiven Zustand der Welt überwiegend über Negatives berichten und der Leser, Hörer oder Zuschauer ein verzerrtes Bild von der Realität bekommt. Daher haben

Menschen zum Beispiel den Eindruck, dass es immer mehr schwere Verkehrsunfälle gibt, obwohl Statistiken belegen, dass die Anzahl der Verkehrstoten pro Jahr seit vielen Jahren rückläufig ist.

**Es gibt also einen Unterschied zwischen der unmittelbar erlebten und der medial vermittelten Umwelt...**

Menschen unterscheiden zwischen ihrem direkten sozialen Umfeld und einer medienvermittelten Realität. Zu ihrer unmittelbaren Umgebung können sie sich eine eigene Einstellung bilden und Informationen der Medien korrigieren. Solche Befunde kennen wir z.B. aus der Kriminologie: Menschen nehmen Kriminalität anders wahr, wenn sie in ihrem eigenen Wohnviertel stattfindet. Dort wird sie i.d.R. als weniger bedrohlich erlebt als in Deutschland insgesamt.

**Die Medien tragen ja auch dazu bei, dass wir immer stärker zusammenwachsen und unsere Bezugsgruppen immer größer werden. Sind wir damit überfordert?**

Aus der Psychologie gibt es dazu zwei konkrete Befunde: Zum einen werden unsere Referenzgruppen immer größer und immer abstrakter. Das ist für unser eigenes Selbstwertempfinden nicht unbedingt positiv. Wir neigen dazu, uns mit Prominenten und nicht mit unseren Nachbarn zu vergleichen. Dabei schneiden wir schlecht ab, weil Prominente meist schöner, reicher oder mächtiger sind als wir oder weil sie zumindest in den Medien so dargestellt

werden. Der andere Aspekt ist, dass zu viele Alternativen Menschen buchstäblich lähmen können. Amerikanische Wissenschaftler testeten in einem Experiment, ob die Kunden eines Gourmetkaufhauses sich eher für einen Stand mit 24 oder mit sechs Marmeladen entscheiden würden. Obwohl der Stand mit der größeren Auswahl mehr Aufmerksamkeit auf sich zog, waren die Kunden hier kaum in der Lage, aus dem Angebot auszuwählen und kauften deshalb seltener als bei dem Stand mit dem kleineren Angebot. Der Mensch ist an eine so komplexe Umwelt nicht angepasst.

In seinem Umfeld als Jäger und Sammler war die Zahl der Entscheidungen gering und es musste aus einer kleinen Menge von Möglichkeiten schnell die richtige gewählt werden. Zu viele Alternativen wirken auf uns paralisierend, so dass wir am Ende gar nichts auswählen. Der Vergleichsprozess endet auch dann nicht, wenn wir uns bereits für ein Produkt entschieden haben. Dann beginnt man zu grübeln, ob es wirklich das Richtige war. Insofern sind die Möglichkeiten, die das Internet uns bietet, einerseits sicherlich positiv aber auf der anderen Seite auch eine Überforderung für den Menschen.

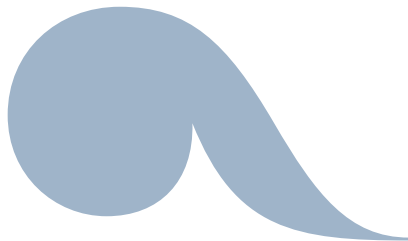
**Haben Zufriedenheit und Glück auch etwas damit zu tun, inwiefern wir in die Vergangenheit oder nach vorne schauen? Manche glauben ja, früher sei alles besser gewesen...**

Dieser Frage gehen wir gerade am Institut nach. Unsere bisherigen Ergebnisse deuten an, dass es sich beim Blick in die Ver-

gangenheit um eine deutsche Besonderheit handelt. Man kann dieses Verhalten zwar weltweit beobachten, in Deutschland scheint es aber sehr ausgeprägt zu sein. Dazu gibt es zwei theoretische Ansätze: Der eine Ansatz geht davon aus, dass es eigentlich etwas Positives ist, nostalgisch zu sein, weil man sich erinnert und das verloren gegangene Glücksgefühl reaktiviert, um daraus die Kraft und den Mut für die Zukunft zu schöpfen. Beim anderen Ansatz vermutet man, dass Menschen, die sich allzu sehr mit der Vergangenheit beschäftigen, sich nicht daraus lösen und nicht die Kraft finden, sich der eigenen Zukunft zuzuwenden. Die kulturvergleichende Forschung lässt vermuten, dass der erste Ansatz eher in den angelsächsischen Ländern zu finden ist, der zweite eher in Deutschland. In Deutschland ist es tatsächlich so, dass Menschen, die sich sehr mit der Vergangenheit beschäftigen, oftmals der Mut fehlt, sich mit der Gegenwart und der Zukunft auseinanderzusetzen.

**Hat das Alter dabei auch einen Einfluss?**

Nein, das ist ganz interessant. Man würde logischerweise vermuten, dass ältere Menschen nostalgischer sind als jüngere, weil sie bereits einen längeren Teil ihres Lebens gelebt haben. Entsprechend könnte man auch vermuten, dass ältere Menschen mehr Angst vor dem Tod haben oder weniger lebenszufrieden sind. All das findet man nicht. Menschen neigen dazu, die eigene Vergänglichkeit auszublenden. Daher lassen sich viele Alterseffekte, die man logischerweise erwarten würde, empirisch nicht feststellen.



*Professor Fetchenhauer, our living standards have improved greatly since the 1950s. We are living longer, and we are also staying healthier for longer. We are working less, but earning more money, and have more leisure time. We can travel, make use of a wide variety of technical innovations and we have more square metres of home living space. Why is it then that we are not happier?*

Human beings become used to new circumstances very quickly. If our living standards become worse, we are capable of adapting to them very quickly. After an economic depression, we are able to begin again, and, as it were, pick ourselves up, shake the dust off our jackets and move on. This ability of a human being to adapt is necessary for survival. Unfortunately, it also has the disadvantage that we are also capable of very quickly becoming used to good things. We are pleased if we are given a pay-rise, but in half a year's time, we then think about whether we would be able to get a further pay-rise.

**So does that mean that we are not really designed to be happy? What role does the feeling of happiness have then?**

From an evolutionary psychological perspective, we are not actually designed to be happy. If we are made for anything at all, then it is for the propagation of the species. That means that our whole psychological apparatus, including our emotions, has the function of controlling our

behaviour. If we are happy, then it is a signal to our psyche that at that moment everything is fine.

If we had the ability to be happy without having to follow any external goals, then in terms of being in competition with other species which are capable of functional behavioural control, we would be at a definite disadvantage. In this respect, one can actually say that we are not designed to be happy all the time.

**So that means that whatever we do in order to be happy, we can only maintain a feeling of happiness if we have a constant stimulus. Does that mean we should all go bungee jumping?**

In psychology we distinguish between happiness and contentedness. Happiness in this case means an intense emotional experience which lasts only for a short time. Sigmund Freud formulated this idea beautifully: "Happiness is a question of seconds". Contentedness, however, refers to the long-term feeling of well-being and how content one is with one's own personal circumstances. If we look at the activity of bungee jumping which you mentioned, then assuming you enjoy it, it is certainly one way of stimulating a feeling of happiness in the short-term, but in the long-term it is not going to help you cope with your life.

**Whether we have reached a particular level of poverty or wealth does, nevertheless, clearly play an important role. How much wealth does a human being need in order to be happy?**

Psychology shows that happiness is extremely subjective. Two people can experience the same objectively similar situation in different ways. The one person may be desperately unhappy, while the other may be very content. However, this subjectivity does of course have its limits if the objective living circumstances become too extreme. From research where different cultures are compared we know that when people are really poor, when they are hungry, sick or are victims of a flood disaster, then things are not going well for them, and they experience it as such. Interestingly there is no upper limit. No standard of

living could be so objectively perfect that people would be really happy and content with it.

**So what differences are there between cultures? Are there cultural differences with regard to contentedness or happiness?**

Yes, and in fact the differences are relatively pronounced. However, it is difficult to assess what exactly the reasons for this are. One variable which is a deciding factor is wealth. All over the world, people in wealthier countries are generally more content than those in poorer countries. However, this is only the case up to a certain level. If you have been born in an industrial nation, then it is not going to do you any good to generate more growth in order to become more affluent.

However, other variables also play a role: in certain cultures people seem to find it easier to have feelings of happiness – for example, in many South American countries. There people are very content although their level of prosperity is not that high.

**So what makes these people happier?**

Up to now there has hardly been any research into this issue. We know that the totality of the infrastructural facilities which are available to citizens within a society can affect how happy they are. Thus, if a society protects human rights, if there is health care, freedom of the press, etc. then the people tend to be happier. This is why people in a democracy tend to be happier and more content than those living in a dictatorship, even if all other living conditions are equal. However, this finding correlates very strongly with wealth.

**Are there any comparative studies of the Federal Republic of Germany and the German Democratic Republic?**

Studies have shown that people in East Germany were actually less happy than those in the Federal Republic. This difference still exists today. The main problem, however, with such studies is that in the GDR there was no reliable data. Data collections were first carried out at the beginning of the 1990s.



***What factors play a role within a society, a culture, or a political system?***

*Empirical research has shown that the relationship between wealth and happiness is very stable within a country: in a society, wealthy people are more content than poor people. The reason for this has to do with the social status of the person. From an evolutionary psychological perspective it is important for people to achieve a high*

*social status, because this will make them more attractive to the opposite sex, and it will also enable them to live longer and be healthier. Wealth and income are significant indicators of the social status which people have in a society: the higher the income, the higher the social status, and therefore also the happier the person will be.*

*However, it is not possible to increase*

*the emotions which arise from people having positional goods such as social status – it will always be the case that only 10,000 people will comprise the top ten thousand in any one society – and it seems that they are also not subject to adaption. A possible explanation for this could lie in the social comparison processes which humans constantly carry out, consciously or unconsciously, in order to assess their own*



status relative to that of other people within society. People with a high social status therefore constantly experience positive emotions as a result of the realisation that they are doing better than other people. An example would also be that school children who are friends with other children who do not do well at school see themselves in a more positive light than those who are friends with children who do well at school. Thus we partly manipulate our own self-perception in order to ensure that we come out well when compared to others.

**Do the proportions remain the same within a society irrespective of how large the Gross Domestic Product of a country is?**

Yes, assuming that in 2020 we had 30% more income on average than today, it would be improbable that we would all be significantly happier. However, there are cross-cultural studies which show that people in countries with a lower level of income disparity are in general more content than those in countries where the gap between rich and poor is greater. The USA is, however, an exception: There the people are in general very content although there are large differences in income. So being content with one's life is also dependent on the culture of the country. In the USA there is the idea that you are the master of your own fortune, and you can go from being a dishwasher to a millionaire, and this idea is actually lived out. In this respect the people there can deal better with the more

difficult times in life because they still have the hope that in the future they will still be able to make it big. This illusion or hope is not one which most Europeans have.

**Let's say we were on the brink of a new financial crisis – would it have an effect on the well-being of people if our living standards suddenly became much worse?**

That is a very interesting question, but sadly there are hardly any empirical studies which can help answer it. Researchers have been investigating this topic for only the last three or four decades, and during this time we have not experienced any serious world-wide recession.

I would guess that if a society were able to distribute its wealth reasonably equally, the contentedness of people would hardly change. In fact in Germany over the last two years we saw negative growth rates and that barely affected the contentedness of the people, precisely because everybody was affected.

**What role do the media play in our perception of our circumstances?**

One thought which I am developing is that the media mainly have the function of reporting crises, catastrophes or potential dangers, and people actually expect the media to do this. From an evolutionary perspective, this serves a key function because it is precisely this information which is important for our own attitude. The consequence is that irrespective of the objective situation in the world, the media report on

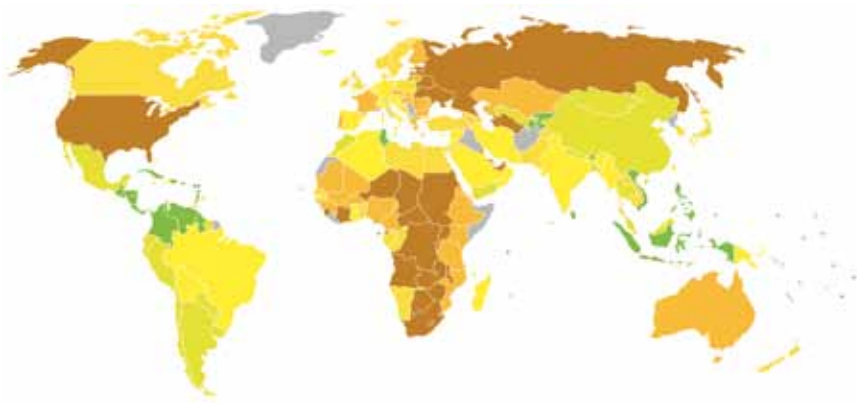
overwhelmingly negative things, and so the readers, listeners or viewers are given a distorted perception of reality. Thus, people have the impression that there are more and more serious road accidents, although the statistics show that the number of road accident deaths per year has been decreasing for many years.

**So there is a difference between our circumstances as they are directly experienced and the way in which they are presented by the media...**

People do distinguish between their direct social environment and reality as it is presented by the media. They are capable of assessing their immediate environment and can also correct the presentation of information in the media. We know this from findings in, for example, studies on crime: people perceive crime differently when it happens within their residential area. As a rule they perceive it to be less threatening there than in the whole of Germany.

**The media are also contributing to the fact that we are increasingly coming into contact with more and more people, and our reference groups are becoming even larger. Are we being overwhelmed by this?**

In psychology there are two concrete findings on this topic: On the one hand, our reference groups are becoming larger and larger and also more abstract. This does not have a particularly positive effect on our sense of self-worth. We tend to compare ourselves with celebrities and



Der „Happy Planet“: die grünen Bereiche stehen für mehr, die roten für weniger Zufriedenheit.

*Green represents areas that are happier, red the areas that are less content.*

not with our neighbours. However, we tend to come off badly in this comparison because celebrities are generally more beautiful, richer and more powerful than we are, or at least they are presented as such in the media. The other aspect is that too many alternatives can literally paralyse people. American scientists carried out an experiment in which they tested whether the customers of a department store would choose the stand with 24 different types of jam or the one with 6 different types.

Although the stand with the larger variety of jams drew more attention, here the customers could hardly decide which jam to choose from the huge range, and they thus bought fewer jams from this stand than from the stand with the smaller variety on offer. Human beings are not suited to such a complex environment. When they were hunter-gatherers, human beings did not have a great number of choices, and then it was the case that people had to quickly make a choice from a small range of options. Too many alternatives have a paralysing effect on human beings, so that in the end we cannot make any choice at all. However, the process of comparing does not end when we have decided on a particular product.

People then start to think about whether they really did make the right choice. In this respect, the options which the internet offers us are certainly positive in one way, but on the other hand they also mean that people feel overwhelmed.

**Do contentedness and happiness also**

**have something to do with how much we look to the past or the future? Many believe that in the past everything was better...**

This is something which the institute is currently investigating. The results which we have up to now indicate that looking to the past seems to be something of a German speciality. Although this attitude can be seen all over the world, it does seem to be particularly pronounced in Germany. There are two theoretical positions in relation to this: The first assumes that it is actually a positive thing to be nostalgic because by remembering one activates the lost feeling of happiness and this then helps one to have energy and courage to face the future.

The other position assumes that people who are too concerned about the past are not able to release themselves from it and thus cannot find the energy to face the future. Cross-cultural research suggests that the first position is one which is found in Anglo-Saxon countries, but that the second position is the one which is relevant to Germany. In Germany it is actually the case that people who are so concerned with the past often do not have the courage to deal with the present and the future.

**Does age also have an influence on this?**

No, and this is very interesting. One would logically think that older people would be more nostalgic than younger people because they have already lived a greater part of their lives. Accordingly, one would also think that older people would be more

afraid of death or would be less content with their lives. Yet, this is not what we have found. People tend to blank out their own transience. Thus age-related effects, which one would logically expect to occur, cannot be empirically established.





# Deutschlands arme Kinder

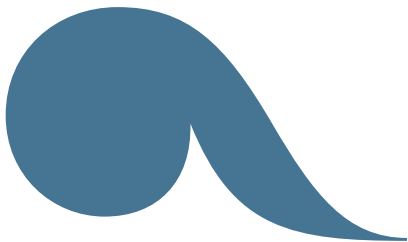
## Germany's disadvantaged Children

Robert Hahn

2010 war das Europäische Jahr zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung. Von beidem sind in Deutschland in zunehmenden Maße Kinder betroffen: Mindestens jedes 6. Kind unter 15 Jahren in Deutschland lebt in Armut. In Zahlen bedeutet das über 2,8 Millionen Kinder in unserem Land, die soziale Ausgrenzung erfahren.

*2010 was the European year of the fight against poverty and social exclusion. Both are on the increase and children are affected by both in Germany: at least one in six children under the age of 15 lives in poverty in Germany. In numbers, this means that over 2.8 million children in this country are socially excluded.*





2010 war das Europäische Jahr zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung. Von beidem sind in Deutschland in zunehmenden Maße Kinder betroffen: Mindestens jedes 6. Kind unter 15 Jahren in Deutschland lebt in Armut. In Zahlen bedeutet das über 2,8 Millionen Kinder in unserem Land, die soziale Ausgrenzung erfahren. Das Kölner Forschungsprojekt „Infantilisierung der Armut? Gesellschaftspolitische Ursachen und psychosoziale Folgen in Ost- und Westdeutschland“ unter Leitung von Professor Christoph Butterwegge vom Institut für vergleichende Bildungsforschung und Sozialwissenschaften widmete sich drei Jahre lang den Auswirkungen auf die Lebenslage der Kinder, auf ihre sozialen und psychischen Dispositionen. Das Projekt war Bestandteil des von 2000 bis 2007 durch das Ministerium für Schule, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen geförderten Forschungsverbundes „Armut und Kindheit“. Armut in einer reichen Industrienation scheint ein Widerspruch in sich selbst zu sein: Arm unter Wohlhabenden? „Die Armut, mit der wir es hier zu tun haben, ist natürlich etwas ganz anderes als das, was sie in der Dritten Welt darstellt, wenn Menschen am Straßenrand verhungern“, erklärt Christoph Butterwegge, der Leiter des Kölner Projekts. Die Armut in den reichen Industriestaaten wird von der Armutsforschung als „relative Armut“ bezeichnet. In der EU von relativer Armut betroffen oder bedroht ist, wer unter 60 Prozent des nach Haushaltsgröße gewichteten Medianeinkommens seines Landes

zur Verfügung hat. Der Median bezeichnet dabei das mittlere Einkommen.

### Defizite in allen Lebenslagen

Der Mangel an materiellen Ressourcen führe zu einem Mangel an sozialer Bewegungsfreiheit, so Butterwegge: „Armut in Köln ist zwar eine andere als in Kalkutta, Kairo oder Kapstadt. Sie ist aber für die Menschen nicht weniger bedrückend, bedrängend und erniedrigend.“ Im Gegenteil sei sie sogar für viele Betroffene deprimierender, weil die Armen in einer reichen Industrienation von Wohlstand umgeben seien und entsprechend mehr litten. Beschränkungen in ihren Handlungsmöglichkeiten seien die Folge.

Um diese Beschränkungen im Einzelnen zu definieren, folgten die Kölner Forscher dem „Lebenslagenansatz“, der die Defizite der Kinder im Bildungs-, Kultur- und Freizeit- wie auch im Wohn- und im Gesundheitsbereich beschreibt. Ziel der Kölner Wissenschaftler war dabei die Erforschung der subjektiven Wahrnehmungen, Deutungsmuster und Bewältigungsstrategien von Kindern in prekären Lebenslagen. Dafür beobachteten und befragten die Forscher Grundschulkinder der vierten Klasse in Köln und Erfurt und verglichen die Ergebnisse. Die komparativistisch angelegte Arbeit diene einem Ost-West-Vergleich an Hand von Daten aus beiden Städten.

## Beobachten und Fragen

Die Wissenschaftler brachten dabei einen Methodenmix aus qualitativer und quantitativer Sozialforschung zum Einsatz. Eigenaussagen der Kinder als Expertinnen und Experten für ihre eigene Situation, Beobachtungen durch die Wissenschaftler und die Ergebnisse der Auswertung von Fragebögen lieferten den Forschern umfassende Aussagen über die Lebenssituation von Kindern in Armut.

In einem ersten Schritt führten die Wissenschaftler ausgehend von teilnehmenden und nichtteilnehmenden Beobachtungen zahlreiche Interviews durch, die die subjektiven Wahrnehmungen, Handlungsstrategien und Deutungsmuster der Betroffenen ergründen sollten. Die dadurch erlangten Informationen bildeten die Grundlage eines standardisierten Fragebogens, mit dem auf einer breiten empirischen Basis Fakten zur Lebenssituation von Kindern gesammelt und ausgewertet werden konnten. In der letzten Projektphase wurden die qualitativen und quantitativen Daten miteinander verknüpft und die so gewonnenen Erkenntnisse zu fundierten Aussagen verdichtet. Die Auswahl und Eingrenzung des Forschungsfeldes in Köln und Erfurt erfolgte dabei über Analysen regionalisierter Daten zur sozialen Situation in den beiden Städten, die eine vergleichende Untersuchung ermöglichen. Die Auswertung der Daten erfolgte anonym.

### Ergebnis: Soziale Isolation

Betroffen von Armut waren laut Studie vor allem Alleinerziehende und kinderreiche Familien, deren Haushaltseinkommen zu gering war, um den Unterhalt von Kindern zu bestreiten. „Kinderarmut ist natürlich immer auch Eltern-, vor allem Mütterarmut“, so Butterwegge. „Sie hat damit zu tun, dass es den Familien materiell schlecht geht.“ Das führe nicht nur zu Spannungen innerhalb der Familien, sondern auch und vor allem zu Restriktionen für die Kinder, die in ihrer kognitiven Entwicklung, schulischen Leistungsfähigkeit, psychischen Stabilität und physischen Konstitution gefährdet sind. Geradezu banal, aber in ihrer Tragweite schwerwiegend waren die ma-



teriellen Gründe und sozialen Umstände dieser Restriktionen. Genannt sei nur der beschränkte Wohnraum, unter dem viele Familien litten. So verfügten die Kinder aus armen Familien nicht nur über keinen eigenen Platz, um ihre Hausaufgaben zu machen, was zu entsprechend schlechteren schulischen Leistungen führte. Dadurch, dass die Kinder ihre Klassenkameraden nicht zu Geburtstagen oder ähnlichen Anlässen zu sich nach Hause einladen konnten, gerieten sie zudem in soziale Isolation.

### Kinder leiden ganz besonders

Ebenso ging es Kindern, deren Eltern sie nicht auf die Klassenfahrten mitschicken konnten. Fehlende Förderung durch Nachhilfeunterricht führte zur häufigeren Nichtversetzung mit den bekannten sozialen Problemen. Da bei vielen Familien das Haushaltsgeld nur bis zur Mitte des Monats reichte, stellten sich bei manchen Kindern auch Ernährungsprobleme ein. „Die meisten Kinder leiden stark unter der Armut. Es fehlen ihnen geeignete Mechanismen, um die Folgen der Armut zu bewältigen“, erklärt Butterwegge. „Somit steigt das Risiko von Verhaltensstörungen und -auffälligkeiten.“

Erstaunlich war die weitgehende Tabuisierung des Themas „Kinderarmut“ an den Schulen. Sowohl die Schulleiter wie auch die Lehrer neigten dazu, offensichtliche Armutssignale eher als individuelle Vernachlässigung der Kinder zu deuten. „Da niemand „arm“ sein will, verdrängt man das Problem oder schiebt es den El-

tern in die Schuhe“, so Butterwegge. Statt darin ein gesellschaftliches Phänomen zu sehen, wurde die „Schuld“ bei den Individuen gesucht und gefunden.

### Armut der Eltern – Armut der Kinder

Oft bedeutet die Armut in der Kindheit den Anfang einer lebenslangen Karriere als Armer und die soziale „Vererbung“ der Armut an die eigenen Kinder. Wie kann man den Kindern helfen aus diesem Teufelskreis zu entkommen? Ist Bildung der Königsweg, um der Armut zu entkommen? „Das wird in der Öffentlichkeit häufig angenommen“, so Butterwegge. Gerade die derzeitige Diskussion um Bildungsgutscheine gehe wieder in diese Richtung. Eine bessere Bildung allein würde aber seiner Ansicht nach nicht helfen. „Man setzt zu stark auf Bildung. Sie hat in der Öffentlichkeit mehr die Funktion einer Art Beruhigungsspielle.“ Gerade im Niedriglohnssektor hätten über 80 Prozent der Beschäftigten eine abgeschlossene Berufsausbildung, viele sogar einen Hochschulabschluss. „Bildung schützt längst nicht mehr vor Armut“, schließt der Politikwissenschaftler daraus. Deswegen sei es sinnlos, Bildung als eine Art Wunderwaffe gegen Armut zu begreifen. „Arme Kinder sollten bessere Bildungschancen haben.“

Aber auch wenn alle armen Kinder und Jugendlichen besser gebildet wären, würden sie womöglich auf einem höheren intellektuellen Niveau um die weiterhin fehlenden Lehrstellen und Arbeitsplätze konkurrieren.“ Bildung könne zwar in

Einzelfällen helfen, dem Schicksal der sich perpetuierenden Armut zu entkommen. Einen gesellschaftlichen Automatismus kann der Sozialexperte allerdings nicht erkennen: „Armut führt dazu, dass man dumm gemacht wird. Der Kluge wird jedoch nicht automatisch reich.“

### Aufgaben der Gesellschaft

Wichtiger als nur im Bildungsbereich allein zu fördern sei es, die Armut an der Wurzel zu bekämpfen und die materiellen Bedingungen zu verbessern. Wohlhabende Menschen hätten die Möglichkeit, sich zu bilden und freier über ihr eigenes Schicksal zu entscheiden. Millionen Menschen brauchten mehr Geld, um sich und ihre Familien zu ernähren. Sonst könnten sie am gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Leben nicht teilnehmen, so der Kölner Wissenschaftler. Dazu sei eine andere Arbeitsmarktpolitik notwendig und ein flächendeckender gesetzlicher Mindestlohn wie in 20 von 27 EU-Staaten. In den skandinavischen Ländern werde die Armutsbekämpfung als gesellschaftliche Aufgabe wahrgenommen. In Deutschland werde dem betroffenen Individuum die Schuld an seiner Misere selbst angelastet. Durch ideologische Behauptungen wie „Jeder der will, findet auch einen Arbeitsplatz“ entledigten sich Staat und Gesellschaft ihrer Verantwortung.

Diese Ignoranz gegenüber der Problematik setze sich zum Teil in der Wissenschaft, der Wirtschaft und der Politik fort, so Butterwegge. Es sei heute ausgespro-



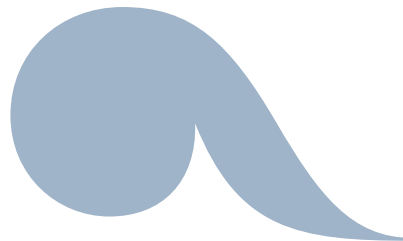
chen schwer, für Forschungsprojekte zum Armutsthema Drittmittel einzuwerben.

### Düstere Prognosen

Doch gerade in der heutigen Zeit sei das Thema „Armut“ von überaus großer Bedeutung für die Gesellschaft. Am Horizont täten sich Gefahren für das friedliche Zusammenleben und selbst für die Demokratie auf: „Ich sehe die Gefahr von Parallelwelten heraufziehen, und zwar sowohl bei den Armen wie auch bei den Reichen“, so Butterwegge. Während sich die Reichen wie schon heute in den Vereinigten Staaten in von privaten Sicherheitsdiensten bewachten Luxusquartieren – sogenannten „Gated Communities“ – abschotteten, wüchsen die Kinder von Hartz-IV-Empfängern zunehmend in einer von Lebensmitteltafeln, Sozialkaufhäusern und Kleiderkammern der Wohlfahrtsverbände geprägten Umgebung auf. Diese Entwicklung müsse gestoppt werden. „Denn das wäre eine Gesellschaft, die inhuman ist, die unsozial ist und die wahrscheinlich eher undemokratisch strukturiert wäre“, so der Wissenschaftler. Eine alleinerziehende Mutter, die von ALG II lebe, könne nicht mehr an den politischen Willensbildungs- und Entscheidungsprozessen teilnehmen. Insofern sei ein großzügiger und gut ausgestatteter Sozialstaat die Grundvoraussetzung für das Funktionieren unserer Demokratie.

Gibt es denn überhaupt keine Chancen angesichts der wachsenden Armut in Deutschland?

„Chancen in dieser Krise sehe ich nur, wenn sich die Gesellschaft bewusst wird, dass sie auseinanderzufallen droht“, schließt Christoph Butterwegge: „Falls die Wohlhabenden merken, dass der soziale Zusammenhalt auch für sie nötig ist, um friedlich leben zu können, birgt die Krise auch eine Chance in sich.“



*2010 was the European year of the fight against poverty and social exclusion. Both are on the increase and children are affected by both in Germany: at least one in six children under the age of 15 lives in poverty in Germany. In numbers, this means that over 2.8 million children in our country are socially excluded. Within the framework of the Cologne research project "Infantilisierung der Armut? Gesellschaftspolitische Ursachen und psychosoziale Folgen in Ost- und Westdeutschland (The Infantilisation of Poverty? Socio-political Causes and psycho-social Effects in East and West Germany)" Professor Christoph Butter-*

*wegge from the Institut für vergleichende Bildungsforschung und Sozialwissenschaften (Institute for comparative Education Research and Social Sciences) and his team spent three years examining the effects of poverty on the living situation of children and their social and psychological dispositions. The project was part of the research project "Armut und Kindheit (Poverty and Childhood)", which was funded by the Ministerium für Schule, Wissenschaft und Forschung (Ministry for Schools, Science and Research) of the state of North Rhine Westphalia.*

*Poverty in a rich industrial nation seems a contradiction in itself: poverty and wealth side by side? "The poverty that we are dealing with here is naturally something completely different to the poverty depicted in the developing world when people starve to death on the side of the street," explains Christoph Butterwegge, the director of the Cologne project. Poverty in rich industrialized states is termed "relative poverty" in the research of poverty. In the EU, this is anyone who has less than 60% of the median household income of the state that s/he is living in. Here median income is a term for earners who are in the middle of the income scale.*

### Deficits in all aspects of life

*Lack of material resources leads to limitations in social movement: "Poverty in Cologne is different to poverty in Kolkata, Cairo or Cape Town. It is, however, not less oppressive, upsetting or degrading*



for those affected," says Butterwegge. On the contrary, it is actually more depressing for many because the poor in a rich industrial nation are surrounded by wealth and therefore suffer more. Limited opportunities are the result. In order to define these limitations individually, the Cologne researcher took living situations as a starting point to describe the deficits the children face in the areas of education, culture, their free time as well as living conditions and health. The objective of the Cologne academic was to research the subjective perception, interpretive framework and coping strategies of children in precarious living situations.

For this, the researcher surveyed 10-year olds in Cologne and Erfurt and compared the results. The comparative work provided a comparison between East and West Germany using the findings from the two cities.

### Observe and question

The academics involved used a number of different qualitative and quantitative methods from social research for the project. The statements of the children as experts for their personal situation, observations by the academics and the results from the evaluation of the survey provided comprehensive information on the living situation of children living in poverty. One of the first stages of the project saw the academics interviewing the children based on participating and non-participating observations in order to get to the bottom of the subjective perception and coping strategies of the afflicted and to gain an interpretive framework. The information gained provided the basis for a standardized questionnaire, which resulted in a large empirical base from which information on the living situation of the children could be collected and evaluated. The last phase of the project saw the researchers linking the qualitative and quantitative information resulting in consolidated and substantiated information. The selection and localisation of the research areas to Cologne and Erfurt was the result of an analysis of regional data on the social situation of the two cities, which provided

the basis for a comparative examination. The evaluation of the data was carried out anonymously.

### Findings: social isolation

According to the study, those affected by poverty were often single-parent families and large families whose income was too low to support their children's upkeep.

"Child poverty is naturally always due to parent or more often mothers living in poverty," says Butterwegge.

"This is because the families are not doing well financially." This not only leads to tension within the family, but also to restrictions for the children who are damaged with regard to their cognitive development, school achievements, psychological stability and physical constitution. Although banal on the surface, in their scope the material reasons for and social situation of these restrictions were profound. The cramped living conditions of many families were the only thing mentioned. In this case children from poor families had nowhere to do their homework, which lead to them not doing well in school. Due to the children not being able to invite their school friends to birthday parties etc. in their homes they become socially isolated.

### Children suffer the most

Children whose parents could not afford to send them on school outings were in a similar situation. No extra tuition often resulted in children having to stay back along with the known social problems. As the housekeeping money of many families only lasted till the middle of the month, many of the children also have nutritional issues. "Most children suffer terribly due to poverty. They do not have the appropriate mechanisms to cope with it," explains Butterwegge. "Due to this there is an increased risk of behavioural disorders and problems."

The extensive tabooing of "child poverty" in schools was remarkable. Both the directors of schools and the teachers tended to interpret obvious signs of poverty as neglect. "As nobody wants to be "poor", one

is in denial of the problem or places the blame on the parents," says Butterwegge. Instead of seeing it as a social phenomenon, blame is placed on individuals.

### The poverty of parents is the poverty of the children

Poverty during childhood often leads to a life of poverty for not just one but many generations. How can the children be helped to leave this vicious circle? Is education the answer? "Public debate often assumes this," says Butterwegge. Current discussions on education vouchers are once again bringing up this assumption. Better education alone would not solve the problem in the opinion of Professor Butterwegge: "Too much emphasis is placed on education. In public debate it has more the function of a sedative." In the low wage sector in particular around 80% of the workers have a trade, many have graduated from third-level education. "Education no longer hinders people from falling into poverty," surmises Professor Butterwegge. For this reason, it does not make sense to take education as some sort of silver bullet to poverty. "Poor children should be given educational opportunities. However, if all poor children and youth were educated better, it is possible that they would have to compete on a higher intellectual level for apprenticeship positions and jobs." Education can of course help individuals to escape perpetual poverty; Butterwegge is, however, not able to recognise a societal automatism: "Poverty leads to one being perceived as stupid. Clever people are, however, not automatically rich."

### Society's duties

Fighting the roots of poverty and improving material conditions are more important than promoting education. Wealthy people can educate themselves and are freer in their decisions about their futures. Millions of people need more money to feed their families. Otherwise they will not be able to take part in social, cultural and political life, says the Cologne academic. In addition to this, the labour market needs-



to introduce new policies and there needs to be a standardised national minimum wage like in 20 of the 27 EU states. In the Scandinavian countries the fight against poverty is perceived as society's responsibility. In Germany a poor person's miserable situation is perceived as his/her own fault. Through ideological assertions such as "If you want to find work, you will," the state and society rids themselves of their responsibility. According to Butterwegge, this ignorance to the problematic is continued in academia, the economy and politics: it is notably difficult to gain funding for research projects on poverty.

### **A dark prognosis**

The theme of poverty is, however, especially significant for society in this day and age. Peaceful co-existence and even democracy could be in danger: "I see the danger of parallel poor and rich worlds forming," says Butterwegge. While the rich, as it is already the case in the USA, live secluded in luxury so-called "gated communities" that are guarded by private security companies, the children of the unemployment benefit Hartz-IV will grow up in an environment marked by food banks, second-hand shops and second-hand clothes. This development must be stopped. "Otherwise there would

be a society which is inhuman, unsocial and undemocratically structured," says the academic. A single mother who lives from unemployment benefit is not able to take part in political decision-making processes. In this respect, a generous and well-equipped social state is the basis for a functional democracy.

Is there no chance of winning the fight against the increasing poverty in Germany? "The only chance of beating this crisis is if society realises that it could fall apart," finishes Christoph Butterwegge: "If the wealthy notice that social co-existence is also necessary for them for peaceful living, there is a chance of beating the crisis."







# In Arbeit und Armut

Soziologen untersuchen Gründe und Lösungen  
für die Armut von Erwerbstätigen

## The working poor

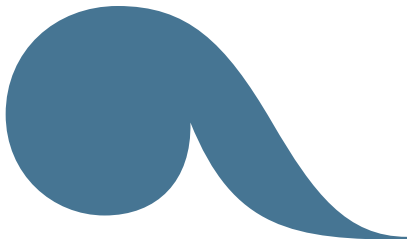
Sociologists examine the Reasons for and Solutions  
to the Poverty of the working Population

Robert Hahn

Arbeit schafft Brot, so sagt man. Doch in den modernen Gesellschaften Europas ist dies nicht immer der Fall. Die Gruppe der Erwerbstätigen in Armut beschäftigt deshalb die empirischen Sozialwissenschaften: Welche Gründe gibt es für das Phänomen und wo lassen sich Ansätze zur Lösung ausmachen? Welche Rolle spielen die Wohlfahrtssysteme der verschiedenen Länder für die Ausprägung der Armut der Arbeitenden? Können Steuern und Transferleistungen das Problem beheben oder liegt es an der niedrigen Entlohnung der Erwerbstätigen? Diesen Fragen ging eine Gruppe europäischer Soziologen nach.

*Going to work puts food on the table – or so you would think. However, in Europe’s modern society this is not always the case. In-work poverty is therefore an issue that interests the social sciences: What are the reasons for the phenomenon of the working poor and how can it be dealt with? What is the role of the social welfare systems of the different states in the occurrence of the poverty of the working population? Can taxes and aid money resolve this situation or is it due to the working population being paid too little? These are questions that a group of European sociologists have addressed.*





Professor Hans-Jürgen Andreß vom Lehrstuhl für Empirische Sozial- und Wirtschaftsforschung leitete zusammen mit seinem Kollegen Dr. Henning Lohmann vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (Berlin) die Untersuchung „Working Poor in Europe. Employment, Poverty and Globalization.“ Die Wissenschaftler untersuchten das Problem in acht europäischen Staaten. Es gibt in Europa Menschen, die zwar arbeiten, aber wesentliche Merkmale des Lebensstandards ihrer Gesellschaft nicht erreichen: Sie befinden sich in relativer Armut. In Deutschland etwa sind ungefähr sieben Prozent der Erwerbstätigen von dieser Armut betroffen. Sie verfügen über ein Einkommen, das unter sechzig Prozent des mittleren Einkommens ihres Landes, des so genannten Medians, liegt.

Dabei ist zu beachten, dass die Armut von Erwerbstätigen zwar stark mit niedrigen Löhnen zusammenhängt, aber nicht jede Niedriglohnbeschäftigung zu Armut führt, weil ein niedriges Individualeinkommen im Haushaltskontext durch ausreichende Einkommen der anderen Haushaltsmitglieder ausgeglichen werden kann. Wo liegen die Gründe und welche nationalen Muster gibt es für die Armutsrisiken von Erwerbstätigen? Für die Beantwortung dieser Frage nahmen die Wissenschaftler Haushalte in Finnland, Schweden, Großbritannien, Irland, Deutschland, Belgien, die Niederlande und Italien unter die Lupe.

### Europäisches Netzwerk von Wissenschaftlern

Um die oft sehr unterschiedlichen Wohlfahrtssysteme und politischen Strukturen und Traditionen überhaupt vergleichen zu können, benötigten die Soziologen die Hilfe von Kollegen vor Ort. „Man muss eine gewisse Kenntnis des nationalen Kontexts haben“, so Andreß. „Wir haben ein Netzwerk von Mitarbeitern in den einzelnen Ländern gegründet, deren Aufgabe es war, eine eigene nationale Studie über ihre Länder zu erstellen.“ In Workshops wurde ein gemeinsames Raster von Fragestellungen und Gewichtungen von Daten erarbeitet, um die Ergebnisse vergleichbar zu machen. Nur dadurch konnten Unterschiede verglichen werden. „Wir wollten Einflüsse der nationalen Ausprägungen im Kontext sehen, ob es Einflüsse von bestimmten Politiken oder dem Arbeitsmarkt gibt, der doch in den europäischen Ländern sehr unterschiedlich ist.“

Die Wissenschaftler untersuchten verschiedene Maßnahmen des Wohlfahrtsstaates, von den Leistungen für Arbeitslose über Leistungen für Geringverdiener bis hin zu Leistungen für Familien. Weiterhin wurde die Konfiguration des jeweiligen Arbeitsmarktes untersucht, zum Beispiel, ob Tarifverhandlungen von großen oder kleinen Unternehmen auf der Ebene des Staates oder der Betriebe geführt werden. Eine wichtige Rolle spielte auch die soziale und demographische Zusammensetzung der Länder: Handelte es sich um ein Land, in dem die Familien lange in einem Haushalt zusammenleben oder wo jüngere Leute relativ schnell einen eigenen Haushalt gründen?

### Typische Modelle europäischer Wohlfahrtsstaaten

Bei der Betrachtung der europäischen Wohlfahrtsstaaten greifen die Sozialwissenschaften häufig auf eine Typologie von so genannten Wohlfahrtsregimen zurück, die idealtypische Konfigurationen des wohlfahrtsstaatlichen Arrangements beschreibt. So werden die skandinavischen Staaten oft als „sozialdemokratische“ Wohlfahrtsregime klassifiziert, der briti-

sche und irische Wohlfahrtsstaat dagegen als „liberale“ Wohlfahrtsregime, so Andreß: „Im liberalen Wohlfahrtsregime springt der Staat nur im Notfall ein und auch nur in dem Fall für die Personen, die sich wirklich gar nicht mehr selber helfen können.“ Der deutsche Sozialstaat wird hingegen dem so genannten „konservativen“ Wohlfahrtsregime zugerechnet: Es zielt auf den Statuserhalt der Transferempfänger ab. Aber Andreß warnt vor einem zu engen Festhalten an der Typologisierung: „Diese Typologie wird in der Wissenschaft sehr kontrovers diskutiert. Es gibt einen deutlichen Unterschied zwischen der Wirklichkeit und dem Denkmodell. Wir haben von dieser Typologie auch nur sehr vorsichtig Gebrauch gemacht.“ Der Unterschied zwischen den Ländern, die dem gleichem Wohlfahrtsregime zugeordnet werden, ist oft groß. Zudem kamen bei der Betrachtung des Zeitraums von etwa zehn Jahren weitere Entwicklungen hinzu, wie etwa die wirtschaftlichen Konjunkturzyklen, welche die europäischen Wohlfahrtsstaaten im unterschiedlichen Maße beeinflussen.

### Vorbild Skandinavien – Großbritannien schneidet aber auch nicht schlecht ab

Die Vorzüge der einzelnen Sozialsysteme in Bezug auf die Bewältigung der Armutsfrage sieht der Wissenschaftler deswegen nicht in dem Idealbild. Es ist ein Bündel von Maßnahmen, das sich positiv auswirkt, wie zum Beispiel im Fall der skandinavischen Länder: „Schweden und Finnland sind Länder, denen es sehr viel besser gelingt, Risikogruppen in Erwerbstätigkeit zu bringen. Sie haben nicht in dem Ausmaß wie andere europäische Länder das Problem der armen Erwerbstätigen. Trotz Wirtschaftskrise und trotz Einschnitten in das Sozialsystem.“ Einen Grund dafür sieht der Soziologe in der sehr viel größeren Arbeitsmarktbeteiligung von Frauen, die in erheblich stärkerem Maße als in anderen Ländern zum Haushaltseinkommen beitragen. Bei genauerer Betrachtung stellen auch Staaten, die in der Literatur dem residualen („liberalen“) Wohlfahrtsregime zugeordnet werden, wichtige Sozialleis-

tungen zur Verfügung, die die Armutsrisiken von Erwerbstätigen verringern: „Die Armut in Großbritannien ist in dem von uns untersuchten Zeitraum nicht sehr viel höher als in den anderen Ländern. Eine Erklärung ist, dass die Familien durch spezifische Transferleistungen mit einem ausreichenden Einkommen ausgestattet werden.“

### **Haushalte und erwerbstätige Frauen**

Das höchste Risiko, zu der Gruppe der erwerbstätigen Armen zu gehören, zeigten ganz offensichtlich die Einzelpersonenhaushalte, sowie die Haushalte, in denen nur eine einzige Person Geld verdiente. Eine gute Versicherung gegen die Armut, so fanden die Soziologen heraus, ist offenbar das gemeinschaftliche Einkommen aller Mitglieder des Haushalts. Dabei gab es jedoch typische Konstellationen, die mit unterschiedlichen Armutsrisiken verbunden sind: Eine Kombination aus einem Hauptverdiener und einer Person mit geringerem Einkommen war insbesondere für das alte Westdeutschland typisch. „Ein entscheidender Punkt ist, ob das Steuersystem einen Anreiz bietet, ein Haupteinkommen mit einem geringen Nebeneinkommen zu kombinieren“, erklärt Andreß.

Entsprechende Anreize gibt es in Deutschland durch das Ehegattensplitting, das eine Umverteilung im Haushalt fördert. Das andere Modell ist das der Individualbesteuerung, bei dem jeder Erwerbstätige so behandelt wird, als ob er alleine leben würde. „Wir vermuten, dass dieses System eher die Erwerbstätigkeit von Frauen fördert, damit die Einkommensmasse erhöht und das Armutsphänomen in Haushalten verringert.“

### **Wandel des Arbeitsmarktes**

Auch die Struktur der Einkommen aus Arbeit hat sich im untersuchten Zeitraum geändert und nimmt Einfluss auf das Gesamteinkommen des Haushalts, stellten die Soziologen fest. „In Deutschland hatten wir lange Zeit eine niedrige Armutsquote von Erwerbstätigen, weil niedrige Löhne im Haushaltskontext kombiniert waren mit einem ausreichenden Hauptein-

kommen. Die Verdiener niedriger Löhne waren häufig die in Teilzeit arbeitenden Frauen“, so Andreß. Solange ein männlicher Vollzeitbeschäftigter das geringe Einkommen ausglich, war das ein funktionierendes Modell. „In dem Maße in dem die Vollzeitbeschäftigten aber auch selber in Jobs beschäftigt sind, die nur sehr geringe Löhne abwerfen, trägt das deutsche Modell des Familieneinkommens nicht mehr.“ Eine zunehmende Anzahl von Haushalten gerät durch die Entwicklung des deutschen Arbeitsmarktes in Risikopositionen, so der Soziologe. „Das ist für Deutschland eine ganz entscheidende Entwicklung gewesen.“

Der Niedriglohnsektor ist ja zum Teil auch bewusst ausgeweitet worden.“ Ein Teil der Bemühungen, einen flexibleren Arbeitsmarkt zu schaffen und mehr Personen in die Erwerbstätigkeit zu bringen, hat zudem noch eine weitere Konsequenz: „Die Menschen, die aus dem Sicherungssystem kommen, also arbeitslos waren, werden jetzt erwerbstätig – aber eben in Niedriglohnstätigkeiten“, erläutert Professor Andreß. Eine Verschiebung findet statt von Armut in Arbeitslosigkeit zu Armut in Erwerbstätigkeit. Die Aufnahme von sogenannten „schlechten Risiken“, also Menschen mit schlechten Aussichten ein ausreichendes Einkommen zu erwirtschaften, in den Arbeitsmarkt bewirkten nur eine Verschiebung des Phänomens Armut aus den Sicherungssystemen in den Niedriglohnsektor.

### **Deutschland Ost und West**

Einen Sonderfall stellt Ostdeutschland dar, wo von Anfang an Löhne sehr viel niedriger waren. „Das Lohnverhandlungssystem ist hier sehr viel dezentralisierter und die gewerkschaftliche Verhandlungsmacht sehr viel geringer. Man muss für Ostdeutschland eigentlich immer eine Sondergeschichte schreiben“, erklärt Andreß. Aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit in Folge des wirtschaftlichen Umbruchs war es auch sehr viel schwieriger, dass zwei erwerbstätige Personen einen Haushalt versorgen konnten. Dennoch ist der Wunsch der Frauen, Vollzeit erwerbstätig zu sein, in Ostdeutschland sehr viel stärker aus-

geprägt. Die Gründe dafür liegen in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Rollen von Männern und Frauen in der alten Bundesrepublik und der DDR. Während in der DDR beide Ehepartner, Frauen und Männer im Arbeitsmarkt integriert waren, ist die alte Bundesrepublik aufgebaut auf einem modernisierten „männlichen Ernährer“-Modell, so Andreß.

In einer Vielzahl der Paarhaushalte lebe ein meist männlicher Vollzeitbeschäftigter mit einem meist weiblichen Teilzeitbeschäftigten zusammen. Ein gesellschaftliches Muster, das sich auch bei der Kinderbetreuung zeige, die im Wesentlichen daraus bestehe, dass Kindergärten nur halbtags und vorwiegend für ältere Kinder zur Verfügung gestellt würden.



## Problemfelder identifizieren

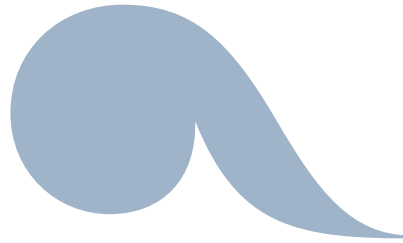
Es ist offensichtlich, dass Lösungen des Problems der Armut von Erwerbstätigen bei der Vielfältigkeit der europäischen Wohlfahrtssysteme, der demographischen Faktoren der verschiedenen Gesellschaften und ihrer politischen Grundausrichtung eben diese Unterschiede berücksichtigen müssen. Es gibt nicht die eine Lösung des Problems, nicht den einen Ratschlag an die Politik. Dafür bieten die Wissenschaftler eine Reihe von Lösungsansätzen, die sich auf drei Gebieten bewegen: erstens die Steigerung des Einkommens durch Arbeit, also zum Beispiel die Einrichtung eines Mindestlohns oder die Erhöhung der Niedriglöhne. Zweitens die Befähigung der Haushalte, das höchst mögliche Einkommen auch tatsächlich zu erreichen, was zumindest im Gebiet des alten Westdeutschlands auf die Förderung der Berufstätigkeit von Frauen hinauslief. Schließlich drittens die Steigerung des Netto-Einkommens der Haushalte. Hier sind Maßnahmen im Bereich der Besteuerung und des Sozialtransfers, also der direkten finanziellen Hilfe für Familien gefragt.

## Frauen in den Arbeitsmarkt integrieren

So sehen die Soziologen die Erhöhung der Mindestlöhne zwar als einen Weg an, die Armut der Erwerbstätigen zu dämpfen, allerdings nicht als einen sonderlich effektiven. Ein Großteil der erhöhten Löhne kommt nämlich Haushalten zugute, die gar nicht arm sind. Höhere Mindestlöhne können aber zusammen mit anderen Maßnahmen durchaus wirksam werden. Als besonders wichtigen Punkt, um das Risiko der Armut zu minimieren, sehen die Soziologen Haushalte mit doppeltem Einkommen. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich dabei um hohe oder niedrige Einkommen handelt. Das bedeutet hauptsächlich, dass Anreize geschaffen werden müssten, Frauen verstärkt in den Arbeitsmarkt zu bringen, so Andreß.

„Für Familien gilt: Mindestens einer erwachsenen Person muss ein ausreichendes Einkommen durch Beschäftigung am Arbeitsmarkt geboten werden. Das impliziert entsprechende Bemühungen, Frauen

und Jugendliche im Arbeitsmarkt zu integrieren.“ Schließlich können direkte Sozialtransfers für kinderreiche Familien der Armut von Erwerbstätigen entgegenwirken. In der Untersuchung der Soziologen stellte sich die Armut von Erwerbstätigen als vielfältiges Problem heraus, das sich mit dem Problem der klassischen Armutsforschung in vielen Bereichen überschneidet. Die wissenschaftliche Untersuchung der Soziologen förderte eine Vielzahl von Ansatzpunkten zu Tage, die bei der politischen Entscheidungsfindung helfen können. Spezielle politische Ratschläge hingegen geben die soziologischen Untersuchungen nicht, wie Andreß betont: „Die Analysen sind auf einem sehr hohen abstrakten Level angesiedelt, deswegen muss man vorsichtig mit konkreten politischen Empfehlungen sein.“



*Professor Hans-Jürgen Andreß from the Chair for Empirical Social and Economic Research together with his colleague Dr. Henning Lohmann from the German Institute for Economic Research (Berlin) led the study: "Working Poor in Europe. Employment, Poverty and Globalization." The academics looked at the problem in eight European states. There are people in Europe who work but who still do not manage to achieve specific features of the living standards of the society that they live in: they live in relative poverty. In Germany approximately 7% of the working population is affected by this poverty. They earn a salary that is less than 70% of the middle income, the so-called median, of the country that they live in. I must be taken into account that while the poverty of the working population is connected to low incomes, low income does not always lead to poverty as a low salary in the context*

*of a household can be compensated for by the income of the other members of the household. What are the reasons for that and which national paradigm is there for the risks of in-work poverty? To answer these questions the academics examined households in Finland, Sweden, Great Britain, Ireland, Germany, Belgium, Holland and Italy.*

## A European Network of Academics

*The academics sought the help of colleagues who lived locally in order to be able to examine the often very different welfare systems, political structures and traditions of the different states. "One requires a certain knowledge of the national contexts," says Andreß. "We built up a network of colleagues in the individual countries to compile a national study of their country." Further, a common set of questions and data emphases were compiled in workshops in order to make the results comparable. Only in doing this the differences could be compared.*

*"We wanted to look at the national features in context, and whether there is influence from certain policies or the job market, which are all so different on the individual European states." The academics examined various measures of the welfare systems, from the benefits for the unemployed to the benefits for low earners and the benefits for families. Furthermore, the configuration of each labour market was examined, for example, whether wage and salary negotiations of smaller and larger companies are undertaken on the level of the state or the establishment. Social and demographic composition also played an important role in the study: Was it, for example, a country where the families live together for a long time or where the young people move out relatively early to set up their own household?*

## Typical Models of European Social Welfare Systems

*In the examination of European social welfare systems social scientists often refer to the term, welfare regime, which describes the typical ideal configuration of*



the arrangement of a welfare state. The Scandinavian states, for example, are often classified as having "social democratic" welfare regimes, while the British and Irish welfare regimes are described as "liberal", according to Andreß: "In the case of liberal welfare regimes, the state only helps the individual in the case of an emergency and only when a person is no longer in a position to help him/herself." The German social state is described as having a so-called "conservative" welfare regime: its objective is that the recipient of aid remains in a position to maintain his/her status. However, Andreß warns of adhering too strictly to the typology: "This typology is very controversially debated. There is a big difference between the reality and a hypothesis. We used this typology very carefully." The variation between countries described as having the same welfare regime is often considerable. In addition to this a ten-year period of developments was also taken into account, such as economic cycles, which influence the European welfare states to a certain extent.

#### **The Scandinavian Paragon – Great Britain also fared well**

The advantages of the individual social systems with regard to coping with poverty are not seen by the academic in one ideal. A number of measures have a positive effect, like, for example, in the case of the Scandinavian countries: "Sweden and Finland are countries that are much better at providing employment for risk groups.

They do not have in-work poverty to the same extent as other European countries, despite economic crises and cuts in the social system." One reason for this is women's participation in the labour market in these states therefore contributing much more to the household income than in other countries. With closer examination it can be observed that those states that are described as having residual "liberal" welfare regimes provide important social services that reduce in-work poverty: "Poverty in Great Britain for the period that we examined is not much more than in the other countries we examined. An explanation is that the families have enough income through specific aid."

#### **Households and working Women**

The highest risk group for the phenomenon of in-work poverty were single households and households where there is only one person earning. The sociologists found out that a good insurance against poverty was the combining of the income of all members of a household. There are typical constellations connected to different poverty risks: a combination of one main earner and a person with a low income was particularly typical for the former West Germany.

"A decisive point is whether the tax system offers attractive incentives for combining a main income with a lower additional income," explains Andreß. Appropriate incentives in Germany are the spousal splitting system, which offers strong incentives

for such a redistribution in the household and little incentive for the low earner to seek employment with better wages. The other model is individual taxation where the taxed party is taxed as if s/he lives alone: "We surmise that this system encourages women to work increasing the combined income and decreasing the poverty phenomenon in households."

#### **Transformation of the Labour Market**

The sociologists also determined that the structure of income has changed in the period examined and that this influences the total income of the household: "For a long time in Germany there was not much in-work poverty because a low income in a household context was compensated by an adequate main income. The earners of low wages were often women who worked part-time," says Andreß. As long as a male full-time worker compensated the low income, this model worked. "With the amount of full-time employees who have jobs that pay low wages, the German model of family income no longer holds." An increasing number of households get into difficulty due to developments in the German job market, says the sociologist. "This has been a decisive development for Germany. The low income sector has also been enlarged on purpose." Part of the effort to create a more flexible job market and more jobs has had a further consequence: "People who come from the welfare system, that is, who were unemployed, now have jobs – however,



these jobs are in the low income sector," explains Professor Andreß. A shift from unemployed poverty to in-work poverty is taking place. The incorporation of so-called "bad risks", that is, people with few prospects to earn enough into the labour market only causes a shift of the phenomenon of poverty from the welfare system into the low-income sector.

### **East and West Germany**

The case of the former East Germany represents a special case where initially wages were very low. "The wages negotiation system is more decentralized there and the negotiation power of unions weaker. East Germany has to have a specific history written for it," explains Andreß. Due to the high unemployment that followed the economic turmoil it was much more difficult for two employed persons to earn enough money to sustain a household.

At the same time it is much more common in Eastern Germany for women to want to work full-time. The reasons for this are in the different social roles of men and women in the former East Germany and West Germany. While in East Germany both men and women were integrated into the labour market, the former West German system was based on a modernized "male-breadwinner" model, according to Andreß. In many households comprising couples it is usually the men who work full-time and the women who work part-time. A social paradigm, similar when it comes to child-care, where kindergarten

is usually provided for the older children for half of the day.

### **Identifying Problem Areas**

It is obvious that to solve the problem of in-work poverty differences such as the diversity of the European social welfare systems, the demographic factors of the various societies and the political make-up of the states have to be taken into account. There is no single solution to the problem, and no single piece of advice for politicians. Instead the academics are offering different approaches regarding three areas: first, increasing income, for example by introducing a minimum wage or by increasing the established minimum wage. Second, enabling households to earn as much as possible, which in the former West Germany would mean encouraging more women to work. Finally, third, increasing the income after tax. Measures relating to tax and social transfer, that is, direct financial help for families, apply here.

### **Integrating Women into the Labour Market**

The sociologists consider increasing the minimum wage as one way of dealing with in-work poverty, but at the same time they do not consider it to be completely effective. Increasing the minimum wage would help more households who are not poor. Increasing the minimum wage combined with other measures would be more effective.

Double income households are seen as an especially important point for minimizing the risk of poverty. Whether the income is high or low does not play a role here. Above all it means that incentives to attract more women into the workforce must be created, says Andreß: "The following applies to families: at least one working adult has to have an adequate income from the labour market. This also implies that here has to be the appropriate effort made to integrate women and young people into the labour market." Direct social transfer for larger families can work against in-work poverty.

In the study it became clear that in-work poverty is a complex issue that overlaps with many areas of the classical research of poverty. The examination brings light to many approaches that could help political decision-making. Specific political advice is not provided by the study, as Andreß emphasizes: "The analyses are on a very abstract level, for this reason one must be careful with concrete political recommendations."



# Die Bankenkrise und die Wissenschaft

Die Wirtschaftswissenschaften stehen nach der Bankenkrise vor neuen Herausforderungen

## The Banking Crisis and Academia

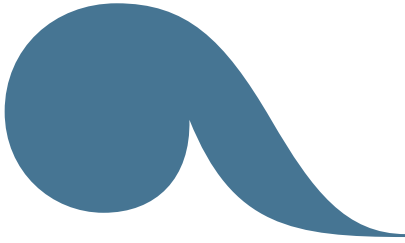
Economics has been confronted with many new Challenges since the Banking Crisis

Robert Hahn

Es begann mit einer Krise im Immobiliensektor in den Vereinigten Staaten und wuchs zu einer weltweiten Finanzkrise heran: die Bankenkrise von 2007/2008. Noch immer leiden die Weltwirtschaft und die Staaten unter den gewaltigen Summen, die zur Stützung maroder Banken aufgebracht werden mussten. Gegenmaßnahmen auf nationaler wie internationaler Ebene folgten: Das Basel III-Regelwerk präzisiert die Eigenkapitalvorschriften der Banken; ab 2011 soll das European System of Financial Supervision in Kraft treten.

*It began with a real estate crisis in the United States and escalated into an international financial crisis: the 2007/2008 banking crisis. The international economy and the United States are still suffering in the aftermath of the huge sums of money that had to be accumulated to bail out the ailing banks. Counter measures on both national and international levels followed such as: the Basel III regulatory framework, which defines regulation for the equity capital of banks; and the European System of Financial Supervision, which will come into operation as of 2011.*





Welche Rolle spielt die Wirtschaftswissenschaft im Ringen um die richtige Regulierung der Finanzmärkte? Welche Fehler wurden gemacht und welche müssen in Zukunft unbedingt vermieden werden?

Professor Thomas Hartmann-Wendels, Direktor des Seminars für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre und Bankbetriebslehre und Gründungsmitglied der Deutschen Gesellschaft für Finanzwirtschaft, sieht die Wissenschaft gefordert: Neue Methoden müssen entwickelt werden, um die komplexen internationalen Finanzmärkte zu regulieren. Thomas Hartmann-Wendels ist zurzeit ein gefragter Gesprächspartner. Denn das Fachgebiet des Kölner Wirtschaftswissenschaftlers ist die Theorie der Regulierung sowie das Risikomanagement bei Banken, insbesondere das Management von Kreditrisiken. Seine Schlussfolgerungen aus der Finanzkrise von 2007 führen ihn zu einer Neubetrachtung der Verteilung der Risiken in den Finanzmärkten: „Ich glaube, dass die Sichtweise, wie Märkte funktionieren, sich ändern muss“, so Hartmann-Wendels. „Bislang glaubte man an das Ideal der ‚invisible Hand‘ von Adam Smith, dass der Markt für eine optimale Verteilung der Risiken sorgt, dass die Risiken dorthin verteilt werden, wo sie am besten getragen werden können. Deshalb sei der Handel mit Risiken sinnvoll.“ Ein Ansatz, der sich als falsch herausstellte – es kam lokal zu einer Kumulation der Risiken. Die enge internationale Verknüpfung der Märkte wirkte sich weltweit ökonomisch auf Banken aus. Das System wurde instabil.

### Systemrisiken betrachten

Wie lässt sich das komplexe Geflecht der internationalen Finanzmärkte analysieren?

Bis zur Krise wurden weitgehend nur einzelne Banken kontrolliert. Gibt es dazu eine Alternative? „Das sind natürlich ganz neue Systemrisikokategorien, die man bislang unterschätzt hat“, antwortet Hartmann-Wendels. „Bislang hat man gesagt: Wenn wir jede einzelne Bank kontrollieren, dann haben wir das System auch im Griff. Wenn bei der einzelnen Bank nichts passiert, dann kann auch im System nichts passieren.“ Dabei übersah man, dass einzelne Banken eben doch durch das Netz der Kontrolle rutschen können, und dass die gegenseitige Abhängigkeit der Banken und ihre Abhängigkeit vom Finanzmarkt in den letzten Jahrzehnten sehr stark geworden war. Dadurch verminderte sich die Stabilität des Finanzsystems. „Man hat gedacht, man würde gerade durch den Handel mit Risiken die Finanzmärkte stabiler machen, weil man die Risiken breiter streut“, erklärt Hartmann-Wendels. „Es ist das Gegenteil eingetreten, die Abhängigkeiten sind größer geworden und damit auch die Systemrisiken.“

### Wissenschaft ist gefordert

Gerade die Frage der systemischen Risiken stellt sich den Wissenschaften, denn wie kann man systemische Risiken eigentlich ermitteln? Ein völlig neues Feld tut sich für die Wirtschaftswissenschaften auf: Wie interagieren die Marktteilnehmer im Fall der Krise? Wie entstehen Dominoeffekte, die eine Krise erst wirklich anheizen? Beispiel Subprime-Krise: Die Reaktion der Banken auf den exogenen Schock der Subprime-Krise hat die Krise noch verstärkt. Um ihre Verluste auszugleichen, mussten die betroffenen Banken ihre Wertpapiere verkaufen. Daraufhin fielen die Papiere im Kurs, wovon dann andere, eigentlich völlig gesunde Banken betroffen waren, die dann ebenfalls ihre Wertpapiere verkaufen mussten. „Diese Systemzusammenhänge hat man vorher nicht gesehen. Da ist die Wissenschaft gefordert eine Methode zu entwickeln: Wie kann man die Systemrelevanz einer Bank eigentlich messen?“ Das Schlagwort „Too big to fail, too connected to fail“ müsse operationalisiert werden. Solche systemimmanenten Risiken wurden bisher nicht betrachtet.

Selbst in der Kontrolle der nationalen Banken waren BaFin und Bundesbank beschränkt. Beide sind an feste Regeln gebunden und können nur eingreifen, wenn es konkrete Verletzungen von aufsichtsrechtlichen Bestimmungen gibt. „Rechtzeitiges Eingreifen erfordert, dass man sehr frühzeitig bei bestimmten Geschäftsmodellen, die nicht tragfähig sind, eingreifen kann“, erklärt Hartmann-Wendels. „Da waren aber der BaFin die Hände gebunden.“ Das galt auch für die Frage der Unterlegung der Banken mit Eigenkapital. Die quantitativen Vorschriften der Eigenunterlegung seien im Prinzip zwar in Ordnung, so der Wirtschaftswissenschaftler. „Aber sie sind natürlich mit Lücken behaftet, die ausgenutzt wurden.“

### Neue europäische Instanzen

Mit der Schaffung des European System of Financial Supervision (ESFS), zu dem unter anderem auch die europäische Bankenaufsichtsbehörde EBA (European Banking Authority) und ein Ausschuss für Systemrisiken gehören werden, wird den Finanzmarktrisiken zumindest auf europäischer Ebene ab 2011 entgegengewirkt. Professor Hartmann-Wendels begrüßt die Konzeption der Behörde, mahnt allerdings auch zu einer europaweit einheitlichen praktischen Handhabung der Bankenaufsicht: „Nicht nur die Regeln müssen einheitlich sein, sondern auch deren Umsetzung. Denn sonst passiert das, was wir schon gesehen haben: dass das Geschäft dahin wandert, wo es am wenigsten reguliert wird.“ Da die Finanzmärkte international so eng verknüpft sind, schlagen Risiken, die im Ausland ihren Ursprung haben, auch in Deutschland durch. Wie im Falle der HypoReal Estate, deren irische Tochter Depfa in Refinanzierungsschwierigkeiten gekommen war und damit den Bestand der gesamten Holding bedrohte. Die eher liberale Handhabung der Bankenaufsicht in Irland war einer der Gründe für die Krise, die beschränkten Rechte der BaFin, ausländische Banken zu kontrollieren, ein anderer. „Da gibt es keine nationalen Grenzen, was die Sicherheit anbelangt“, so Hartmann-Wendels. „Das muss einheitlich gehandhabt werden.“

Andererseits sei aber auch eine gewisse Ortsnähe zu den Banken wichtig, um sie einschätzen zu können, so der Kölner Professor. Um die Banken, das Bankensystem und die Bankenstruktur in einem Land verstehen zu können, benötige man Fachwissen vor Ort. „Das ist durchaus unterschiedlich in Europa und da wäre nun eine zentrale europäische Bankenaufsicht ein bisschen weit weg von den Banken. Das wäre ebenfalls nicht gut. Insofern brauchen wir da eine Mischung.“

### **Was hätte anders laufen können?**

Hätte die Bankenaufsicht über solche Möglichkeiten zur frühzeitigen Intervention verfügt, dann wäre es zum Beispiel im Fall der IKB nicht zur drohenden Zahlungsunfähigkeit gekommen. Ein Blick in die Bilanzen hätte gezeigt, in welchem hohen Umfang die IKB ihre Zusagen an ihre Zweckgesellschaften in Irland, die im Bereich des Subprimegeschäfts tätig waren, gegeben hatte. Doch die Überprüfung der Bank war an gesetzliche Bestimmungen gebunden. Schon bei der Bewertung der zwei Zweckgesellschaften der IKB hätte man bei anderer Gesetzeslage anders vorgehen können. „War das jetzt als ein Klumpenrisiko oder als zwei separate Risikopositionen zu sehen? Da gab es einen Dissens zwischen Bundesbank und BaFin“, so Hartmann-Wendels. „Letztlich hat sich die Sichtweise durchgesetzt: Ja, aus formalen Gründen müssen wir das als zwei Risiken sehen. Obwohl es faktisch wirtschaftlich ein Risiko war“, erklärt der Bankenexperte. „Das war alles sehr stark an formalen Kriterien ausgerichtet und nicht an ökonomischen.“

### **Gefangene der eigenen Philosophie**

Auch das Ausmaß an Liquiditätszusagen hätte die Bank niemals einhalten können, weil sie im Vergleich zum Kapital der Bank viel zu hoch waren. „Aber es gab kein Gesetz, das das verbietet“, erklärt Hartmann-Wendels. „Dazu kommt, dass jede Bank natürlich gute Argumente dafür hat, dass das alles in Ordnung sei, dass das alles geprüft sei. Man hat ja schließlich ein Risikomanagement, das den Zahlenberg ab-

bildet.“ Die Bankenaufsicht würde durch diesen Ansatz der Selbstkontrolle zum Gefangenen der eigenen Philosophie der Regulierung, so der Wirtschaftswissenschaftler. Einerseits sollten die Banken die Risiken quantitativ erfassen. Wenn eine Bank das dann aber andererseits getan habe, dann fühle sich die Bankenaufsicht dadurch veranlasst dem zu glauben, weil sonst der Sinn der Selbstkontrolle der Banken ad absurdum geführt werde. „Letztlich war man in der eigenen Regulierungsphilosophie gefangen in dem Glauben, man könne Risiken so berechnen, wie man Maße und Gewichte berechnet. Das geht eben nicht.“

### **Politische Rückendeckung**

Hartmann-Wendels fordert deswegen eine Bankenaufsicht, die früher eingreifen kann. Mit den bisherigen Gesetzesänderungen und Basel III sieht der Bankenexperte die Politik auf einem guten Weg: „Inzwischen sind da die Weichen auch gestellt, das muss man schon sagen“, so Hartmann-Wendels. Aber: „Das setzt auch voraus, dass diese Bankenaufsicht auch die entsprechende politische Rückendeckung dazu hat. Wir hatten ja eine Gesamtströmung in den letzten zwanzig Jahren, dass Regulierung ein notwendiges Übel aber eben ein Übel sei. Und deshalb müsse man die Regulierung zurückfahren.“ Gerade Großbritannien und Irland, die die Regulierung des Bankensektors sehr liberal betrieben, seien als Vorbild dargestellt worden.

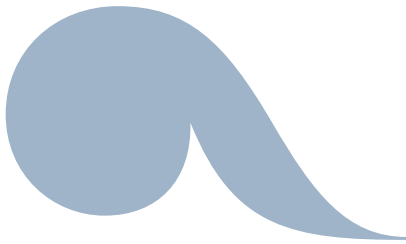
Die Abwanderung des Kapitals in diese Länder wurde als bedrohliches Szenario aufgebaut. Die internationale Konkurrenzfähigkeit der nationalen Bankenmärkte wurde nicht zuletzt im Licht eines Wettbewerbs um weniger Regulierung gesehen. „Vor diesem Hintergrund war die BaFin vielleicht etwas zurückhaltend mit der Ausnutzung von Spielräumen, die sie vielleicht gehabt hätte. Deswegen brauchen wir für die Bankenaufsicht eine dauerhafte politische Rückendeckung, damit rechtzeitig eingegriffen wird“, so der Kölner Wissenschaftler.

### **Wissenschaftliche Kommission soll Banken und BaFin schützen**

Eine solche neu gestaltete Bankenaufsicht wäre sehr viel mächtiger und könnte direkt und frühzeitig in die Gestaltung der Geschäftsmodelle von Banken eingreifen. Eine mächtige BaFin trüge in sich allerdings auch die Gefahr, frühzeitig Geschäftsmodelle abzubauen, ohne überhaupt das Ergebnis des Modells genau voraussagen zu können, erklärt Hartmann-Wendels: „Wenn man der Bankenaufsicht so viel Macht gibt, dass sie sagen kann: Diese Entwicklung gefällt uns nicht, wir können zwar nichts nachweisen, aber wir wollen das nicht, dann muss man natürlich auch die Banken vor der Bankenaufsicht schützen.“ Hartmann-Wendels schlägt deswegen eine wissenschaftliche Kommission vor, so wie es sie schon im Monopolbereich gibt. Die Kommission könnte die Arbeit der Bankenaufsicht untersuchen und in Zweifelsfällen oder Streitfragen ein Gutachten abgeben. „Die Kommission würde einerseits die Bankenaufsicht vor dem Lobbyismus der Banken, aber auch andererseits die Banken vor einer zu allmächtigen Bankenaufsicht schützen“, erklärt Hartmann-Wendels.

### **Internationale Zusammenarbeit ist gefordert**

Aber nicht nur die Machtbalance zwischen Banken und Bankenaufsicht ist schwierig auszutarieren. Auch viele wichtige Fragen wird man in Zukunft nur international abstimmen können, so Hartmann-Wendels. Ob Hedgefonds für Großbritannien oder stille Beteiligungen für Deutschland – überall gibt es unterschiedliche Betroffenheiten. Denn jede Regulierung schadet oder nützt den Banken in einem bestimmten Staat. Wettbewerbsverzerrungen wären die Folge. Nur durch verbindliche Gesetze und eine gleiche Umsetzung derselben sei eine ähnliche Krise zu verhüten, so Thomas Hartmann-Wendels: „Wichtig ist, dass es nicht wieder einen Wettlauf um die laschesten Regulierung gibt.“



What is the role of economics while struggling for an appropriate regulation of the financial markets? Which mistakes were made and which should be avoided in the future?

Professor Thomas Hartmann-Wendels, director of the Seminar für Allgemeine Betriebswirtschaftslehre und Bankbetriebslehre (Department of general Business Economics and Banking Management) and founding member of the German Finance Association, sees many challenges for academia: new methods have to be developed to regulate the complex international markets. Thomas Hartmann-Wendels is in demand at the moment. This is because his area of expertise is the theory of regulation, risk management in banking and the management of credit institutions in particular. His conclusions with regard to the financial crisis of 2007 have given him a new perspective of the distribution of risks in the financial market: "I believe that the attitude to how markets function has to change," says Hartmann-Wendels. "For a long time Adam Smith's 'invisible hand' theory, i.e. that the market regulates itself in that it ensures that risks are optimally distributed and that the risks are where they can be dealt with best, was relied upon. For this reason, taking risks in business made sense." This approach proved wrong – there was a culmination of risks locally. The tight knitted network of the markets had an international economic effect on banking. The system became unstable.

### Systemic Risks examined

How can the complex network of international financial markets be analyzed? Up until the crisis only a few banks were regulated. Is there an alternative to this? "These are systemic risk categories that have been underestimated up until now," answers Hartmann-Wendels. "In the past it was thought that if every bank was regulated then the system was under control. If nothing happened to the individual banks, then nothing could happen to the system." With this approach, however, it was overlooked that individual banks can slip through the regulation system and that interdependence between banks and their dependence on the financial market had become very strong over the last few decades. This weakened the stability of the financial system. "It was thought that the market could be stabilized through taking more business risks because through this the risks could be more widely distributed," explains Hartmann-Wendels. "The opposite was the case, interdependency became stronger and thereby also the systemic risks."

### Academia facing challenges

The question of systemic risks in particular needs to be addressed in academia as how can systemic risks actually be calculated? A whole new area in economics has opened up: How do the market participants interact with one another when there is a crisis? How do the domino effects that really heat up crises begin? In the case of the subprime crisis: the reaction of banks to the exogenous shock of the subprime crisis actually made the crisis worse.

The banks affected by the crisis had to sell their bonds to make up for their losses. As a result of this the value of the bonds fell and stable banks also had to sell their bonds. "These system correlations had not been seen prior to this. Here the academia is challenged to develop new methods: How can the system relevance of a bank actually be measured?" The catchphrase, "Too big to fail, too connected to fail" would have to be operationalized. These kinds of systemic immanent risks had not

considered before either. BaFin (Federal Financial Supervisory Authority) and the Bundesbank were even restricted with regard to the regulation of national banks. Both are bound by rules and can only intervene when there are obvious breaches of regulation stipulations. "Intervening at the right time means that one can intercede certain business models that are not sustainable in time," explains Hartmann-Wendels. "However, BaFin's hands were tied then." Here the question of the underlying of banks with equity capital applies. Quantitative regulations for the underlying of equity capital would be fine in principle, says the academic. "However, they are also holes in this system that were exploited."

### New European Authorities

With the creation of the European System of Financial Supervision (ESFS), to which the EBA (European Banking Authority) and a committee for systemic risks will also belong, the financial market risks are to be counteracted at least on the European level from 2011. Professor Hartmann-Wendels welcomes this concept of the authorities, but recommends a standardized Europe-wide practical handling of bank regulation: "Not only do the rules have to be standardized, but also the implementation. As otherwise the same thing will happen again: business will wander into risky territory, where there are the fewest regulations." Due to the fact that financial markets are internationally so tightly connected to one another, risks that originate from outside Germany can also affect Germany. An example of this is the case of HypoReal Estate, whose Irish subsidiary Depfa experienced refinancing issues, which then threatened the entire holdings of HypoReal Estate. The more liberal handling of bank regulation in Ireland was one of the reasons for the crisis, the limited rights of BaFin to regulate foreign banks another. "There are no borders with regard to security," says Hartmann-Wendels. "This requires standardized application." On the other hand, being in close vicinity of banks is also important so that they can be evaluated properly says the Cologne professor.



*In order to be able to understand the banking system and structure in a country, one needs local knowledge. "That varies greatly in Europe and in that case a central European Bank regulation would be too far away from the banks. That would not be good either. We therefore need a combination of approaches with regard to this."*

#### **What could have been done differently?**

*If the bank regulation had had the option of early intervention, then, for example, in the case of the IKB, it may never have come to impending insolvency. If the books had been checked, it would have become clear the extent to which the IKB should have agreed to get involved in the Irish special purpose companies in the subprime business. However, regulating the bank would have meant dealing with a lot of legalities. The evaluation of the two special purpose*

*companies of the IKB could have been done differently given the legal situation. "Would they have been considered a cluster risk or as two individual risks? There was dissent between Bundesbank and BaFin," says Hartmann-Wendels.*

*"The following attitude dominated in the end: yes, for formal reasons, we will approach it as if it were two risks. Although it is really one risk economically," explains the bank expert. "This was approached according to formal rather than economical criteria."*

#### **Trapped in a Philosophy**

*The extent of the liquidation agreements would never have been realistic for the banks as they were much higher than their actual capital equity. "However, there was no law to forbid this," explains Hartmann-Wendels. "In addition to this every bank argued that everything was okay and regulated. There was risk management*

*that showed the numbers." Through this approach of banks regulating themselves the bank regulation became trapped by its own philosophy of regulation, says the academic. On the one hand, the banks should calculate risks quantitatively. However, if a bank did this the bank regulation was obliged to believe this because otherwise the logic of self regulation would be reduced to absurdity. "Ultimately one was trapped in one's own regulation philosophy in the belief that one could calculate risks like weights and measures. But this is not possible."*

#### **Political Backing**

*Hartmann-Wendels therefore promotes bank regulation that can intervene in time. The bank expert considers the changes in the law that have happened up until now and Basel III to be a good start: "We are going forward it has to be said," says Hartmann-Wendels. However: "That goes*



on the assumption that there is the right political backing. For the last twenty years regulation was considered a necessary evil, but an evil. And therefore regulation has to be reversed." Great Britain and Ireland in particular, whose bank regulation is very liberal, were presented as being exemplary. Capital going to these countries was set up as an ominous scenario.

The ability of national bank markets to compete internationally was also seen in the light of a competition for less regulation. "With this in mind the BaFin was possibly a little reserved with regard to the exploitation of the leeway that they may have had. For this reason, we need permanent political backing so that intervention is early enough," says the Cologne academic.

### **An academic Commission to protect Banks and BaFin**

This new type of bank regulation would be more powerful and would be able to intervene more directly and early enough in the organization of the business models of banks. A more powerful BaFin would also mean that there is danger of business plans being abandoned before the result of the model can be predicted, explains Hartmann-Wendels: "If the bank regulation is given so much power that it is able to say: we do not like this development, although we cannot prove anything, but we do not want this, then the banks naturally also have to be protected from the bank regulation." Hartmann-Wendels therefore

suggests an academic commission, as is already the case in the domain of monopolies. The commission could examine the work of the bank regulation and in cases of doubt or disputes give advice. "On the one hand, the commission could protect the bank regulation from the lobbying of the banks and, on the other, the banks from an omnipotent bank regulation," explains Hartmann-Wendels.

### **International Cooperation required**

However, not only is the balance of power between banks and the bank regulation difficult to balance. Many important questions will only be addressed internationally in the future says Hartmann-Wendels. Whether it is hedge funds for Great Britain or silent partnership for Germany – everyone has different concerns. This is because every regulation can damage or be useful for banks in a given state.

A distortion of the competition would be the result. Only through binding laws and consequent implementation thereof can a similar crisis be avoided. According to Thomas Hartmann-Wendels: "It is important that there is not another competition for the slackest regulation."





PRIVAT





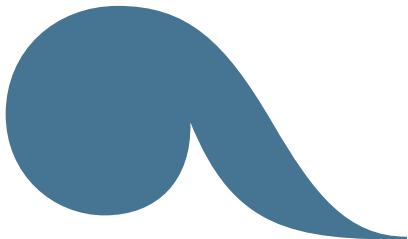
# Vom Regen in die Traufe: Quo Vadis – Gesundheitssystem? Out of the Frying Pan into the Fire: Quo vadis Health Care System?

Vanessa Könecke

Das Gesundheitssystem der Bundesrepublik steckt quasi permanent in einer Krise, es hangelt sich von einer Reform zur nächsten. Die Mitarbeiter am Institut für Gesundheitsökonomie der Universität zu Köln kennen zwar auch nicht „das ideale“ System, doch sie versuchen zu erklären, welche Bevölkerungsgruppen von welcher Reform profitieren, und welche Reformen eher effizient wären als andere. Dabei befassen sich die Kölner Wissenschaftler in einer bundesweit einmaligen Offenheit für aktuelle Probleme mit dem gesamten Spektrum des Gesundheitssystems: Von A wie Ärztemangel bis Z wie Zugang zu Gesundheitsleistungen. Geforscht wird stets gerade dort, wo es die aktuelle Situation in Deutschland verlangt.

*The German health care system is almost always going through some sort of crisis, going from one reform to the next. The staff at the Institut für Gesundheitsökonomie (Institute of Health Economics) of the University of Cologne may not know what the "ideal" system is, but they are looking at questions such as: Which population groups profit from which reforms? And which reforms are the most efficient? For this the Cologne academics are involved in a once-off national openness on the current problems within the health care system looking at everything from the shortage of doctors to access to treatment. The current situation in Germany requires exactly this type of research.*





Mit dem Gesundheitssystem ist es wie mit einer Bettdecke: Wenn man an einer Ecke zieht, ist sie an der anderen zu kurz. So sieht es jedenfalls Markus Längen, Kommissarischer Leiter des Instituts für Gesundheitsökonomie und Klinische Epidemiologie der Uniklinik Köln. Entweder man stelle die Qualität von Leistungen in den Vordergrund oder den Zugang zu den Leistungen oder deren Finanzierung. Alles zusammen gehe leider nicht. Das „ideale“ Gesundheitssystem gibt es laut Längen daher nicht. Angewandte Gesundheitsökonomie sei auch immer auf die Politik angewiesen, und die müsse die Präferenzen setzen.

Die Erfahrung scheint Längen Recht zu geben. Denn über Präferenzen lässt sich bekanntlich streiten und nicht umsonst ist das Gesundheitssystem ein ständiges Diskussions- und Streitthema in Deutschland. Bereits seit den 1970er Jahren folgt eine Reform der anderen. Kaum ein Jahr und erst recht kein Regierungswechsel gehen dahin, ohne dass Politik und Presse über Gesundheitsreformen debattieren. 1988 wurde „Gesundheitsreform“ sogar zum Wort des Jahres gewählt; heute – 23 Jahre danach – wäre dies immer noch denkbar. Vor allem seitdem 2003 die so genannte Rürup-Kommission einberufen wurde, um sich mit der nachhaltigen Finanzierung der sozialen Sicherungssysteme auseinanderzusetzen, und seitdem 2004 die damalige Gesundheitsministerin Ulla Schmidt die Praxisgebühr einführte, ist das Thema Gesundheitsreform nicht mehr von der politischen und medialen Tagesordnung

wegzudenken. Vor allem der demografische Wandel, die ständig steigenden Behandlungsmöglichkeiten und die durch Krankenkassenbeiträge von Arbeitgeberseite hohen Lohnnebenkosten machen dem System zu schaffen.

Die Kritik von Experten und Laien steigt gleichermaßen: Das deutsche Gesundheitssystem ist beinahe ein Drittel teurer als der Durchschnitt aller europäischen Systeme, und zwar ohne dabei eine Top-Position bei der Qualität einzunehmen. Und eine jüngst im „Deutschen Ärzteblatt“ veröffentlichte weltweite Patientenbefragung ergab, dass die Menschen in kaum einem anderen Land so unzufrieden mit ihrem Gesundheitssystem sind wie in Deutschland. Nur 34 Prozent nannten die Versorgung hierzulande „sehr gut“ oder „ausgezeichnet“; in England, Kanada und Australien war der Anteil fast doppelt so hoch. Es liegt auf der Hand, das deutsche Gesundheitssystem als chronischen Krankheitsfall zu bezeichnen, der trotz unzähliger Operationen und Kuren immer wieder auf der Intensivstation landet. So auch kürzlich. Kaum hatte sich die Große Koalition 2006 nach monatelangen Ringen – mal wieder – auf Reform-Maßnahmen geeinigt, tüftelte in Berlin der damalige Gesundheitsminister Philipp Rösler schon wieder an einer neuen Reform. Sie trat im Januar 2011 in Kraft. Aus wissenschaftlicher Sicht scheint sie jedoch bereits zum Scheitern verurteilt zu sein. Die unendliche Geschichte: Die Gesundheitsreformen 2007 und 2011 im Überblick und aus Sicht der Wissenschaft

Die Reform 2007 hatte Deutschland den Gesundheitsfond gebracht. Er ist ein Kompromiss aus der von der SPD favorisierten Bürgerversicherung und der von CDU/CSU propagierten Kopfpauschale. In den Gesundheitsfond zahlen alle gesetzlich Versicherten einen einheitlichen Teil ihres Einkommens ein, momentan 14,9 Prozent, wobei der Versicherte selbst 7,9 Prozent trägt und der Arbeitgeber sieben Prozent. Die Krankenkassen erhalten ihr Geld dadurch nicht mehr direkt von den Versicherten, sondern aus dem Fond. Reicht das Geld aus dem Fond nicht aus, dürfen die Kassen allerdings zudem so genannte Zusatzbeträge von ihren Mitgliedern fordern. Bislang konnte dies individuell nach Patient geschehen – und zwar prozentual zum Einkommen – oder durch einen für alle Mitglieder der Versicherung gleichen Pauschalbetrag. Seit Januar 2011 ist nur noch eine Pauschale möglich. Damit setzt sich die Union indirekt mit einer Kopfpauschale durch, denn man spricht bei dem Zusatzbetrag in Pauschalenform auch von der kleinen Kopfpauschale.

Mit dem pauschalen Zusatzbetrag ziehe die Politik jedoch am falschen Ende der Bettdecke, sagt Markus Längen. Das Prinzip benachteilige Geringverdiener und führe weiterhin zu einer Risikoselektion, bei der sich die Kassen durch Werbung in Fitness-Magazinen und ähnlichem vor allem um die jungen, gesunden und einkommensstarken Kunden bemühten; Rosinenpicken wird diese Risikoselektion oft genannt. Gerade die Menschen, die medizinische Versorgung dringend benötigen,

würden dadurch unterversichert. Besser als die Kopfpauschale wäre laut Lungen eine Bürgerversicherung, bei der alle Bürger sich im gleichen Tarif grundversichern müssten, aber die Beiträge weiterhin leistungsabhängig nach Einkommen entrichten würden. Die Bürgerversicherung hätte laut Lungen zudem den Vorteil, dass einkommensstarke Personen nicht mehr in die private Krankenversicherung abwanderten und sich dadurch auch nicht mehr dem Risikostrukturausgleich entzögen.

Risikostrukturausgleich bedeutet, dass Kassen mit vielen kranken und alten Mitgliedern von jenen Kassen mit vielen gesunden und jungen Mitgliedern eine Transferzahlung erhalten. Der Ausgleich wurde 1995 eingeführt und wird jährlich über das Bundesversicherungsamt durchgeführt. Bisher beteiligen sich nur die gesetzlichen Krankenversicherungen an dem Ausgleich, doch die Wissenschaftler des Kölner Instituts für Gesundheitsökonomie sprechen sich schon lange dafür aus, die privaten Krankenversicherungen mit in den Ausgleich einzubeziehen – unabhängig von der Idee der Bürgerversicherung. Denn ganz generell steht die private Krankenversicherung vor allem Beamten und Besserverdienenden offen. Daher verfügen Private über viele junge, gesunde und einkommensstarke Mitglieder. Würden sie sich am Risikostrukturausgleich beteiligen, würden sie nach Berechnungen der Kölner Wissenschaftler aufgrund der vorteilhaften Mitgliederstruktur netto 10 Milliarden Euro pro Jahr in den Strukturausgleich einzahlen. Dadurch konnten die Beiträge um

rund ein Prozent gesenkt werden.

Die Reform geht laut Lungen daher genau in die falsche Richtung. Sie erleichtert den Wechsel von einer gesetzlichen in eine private Krankenversicherung. Denn während man bislang drei Jahre hintereinander ein bestimmtes Mindesteinkommen nachweisen musste (derzeit 49.950 Euro brutto im Jahr), um in eine private Krankenversicherung aufgenommen zu werden, reicht nur ein einmalig Überschreiten der Mindesteinkommensgrenze. Pro an eine private Versicherung verlorenes Mitglied ergibt sich jedoch laut den Kölner Ökonomen ein Verlust von 3.500 Euro jährlich, was statt zu einer Senkung der Beiträge zu einer Erhöhung führe.

### **Zwei-Klassen-Gesellschaft: Die privaten Krankenversicherung als größtes Übel des Systems?**

Auch in punkto Ungleichheit der Versorgung rügen Markus Lungen und seine Mitarbeiter das „Zwei-Klassen-System“ aus gesetzlicher und privater Krankenversicherung. Wissenschaftlich herrsche Einigkeit darüber, dass das Nebeneinander von privaten und gesetzlichen Krankenkassen ineffizient sei. So brachte eine Kölner Untersuchung von 2001/2002 zutage, dass bei gleichem Krankheitsbild bei Behandlungen von privat versicherten Mitgliedern 7,2 Prozent mehr Leistungen erbracht werden und der Personalaufwand um 3,6 Prozent steigt; zudem wurden die Mitglieder häufiger wiedereinbestellt. Ob allerdings privat Versicherte eher überver-

sorgt und gesetzlich Versicherte eher unterversorgt seien, ergab die Studie nicht. Wichtiger als jene Frage ist aus wirtschaftlicher Sicht jedoch auch vor allem, dass ungleiche Versorgung immer einen Wohlfahrtsverlust bedeutet, da es ineffizient ist, wenn Patienten nicht nach Bedarf sondern nach Kassenart behandelt werden. Auch ältere Menschen und Frauen sowie ethnische Minderheiten werden häufig weniger versorgt. Gesundheitsexperten wie Lungen halten das System der privaten Krankenversicherung aber nicht nur aufgrund der Ungleichheit für ineffizient. Auch sei der Verwaltungsaufwand zu hoch. Denn die Beiträge werden in der privaten Krankenversicherung nicht prozentual zum Einkommen erhoben, sondern in Relation zum individuellen Risikopotential. Jenes festzustellen, bedeutet jedoch eine Menge Aufwand und dadurch auch eine Menge Kosten. Zum Vergleich: Im Schnitt kostet der Vertragsabschluss bei jedem neuen Mitglied einer privaten Krankenversicherung 3946 Euro; doch zahlt das neue Mitglied im ersten Jahr durchschnittlich nur 2290 Euro ein. Zudem sind die Ausgaben pro privater Vollversicherung von 1992 bis 2001 um 43 Prozent gestiegen; bei der gesetzlichen jedoch nur um 29 Prozent.

Eine Bürgerversicherung müsste laut Lungen noch nicht mal das völlige Aus für die private Krankenversicherung bedeuten, jene könnten sich durchaus an der Bürgerversicherung beteiligen, müssten jedoch ebenfalls Beiträge nach Einkommen erheben statt nach Risikopotential. Der Unterschied zur gesetzlichen Kranken-

versicherung wäre dann noch, dass Private Gewinne erzielen dürfen.

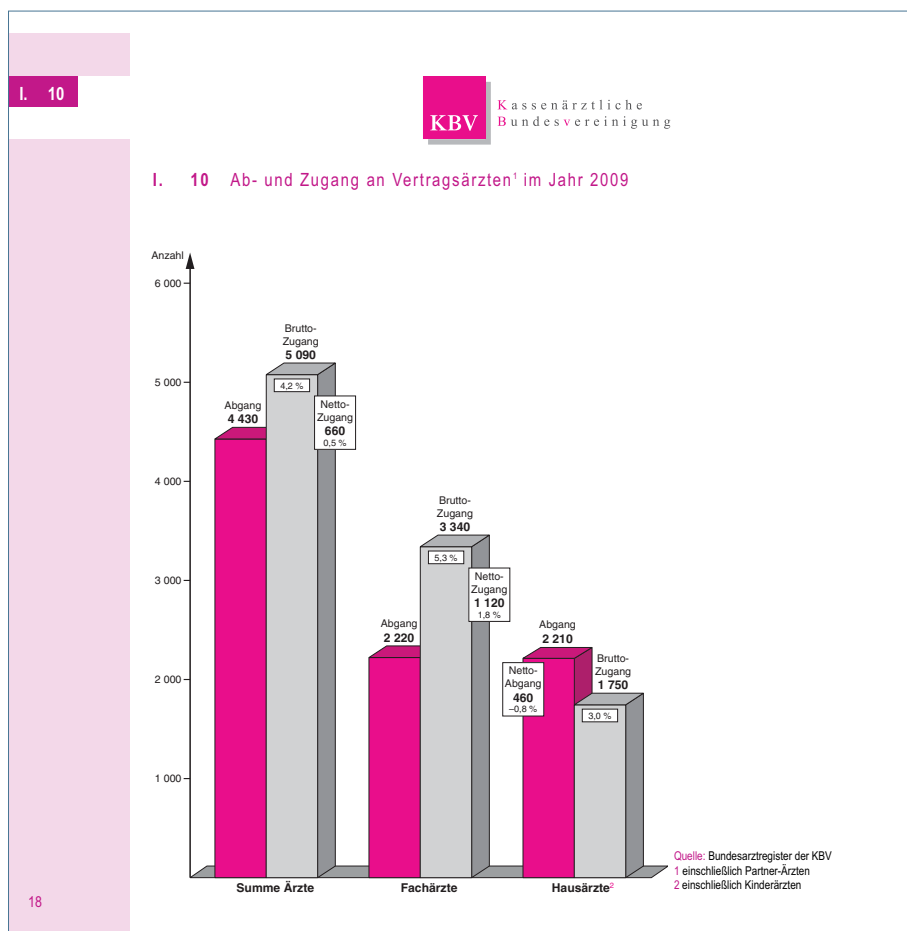
Versicherungsform und Versicherungssystem sind jedoch längst nicht die einzigen aktuellen Themen bei den Debatten um das Gesundheitssystem. „Ambulant vor stationär“ war ein weiterer wichtiger Slogan bei der Reform 2007 und auch das Kölner Institut für Gesundheitsökonomie beschäftigt sich momentan schwerpunktmäßig mit dem Thema der effizienten Krankenhausplanung. Dabei geht es z.B. darum, wo ein Krankenhaus stehen und welche Leistungen es anbieten soll. Vor allem in Gebieten mit vielen Krankenhäusern – wie beispielsweise in Köln – raten die Wissenschaftler zu einer Spezialisierung des Angebots. Damit ließe sich die Qualität bei gleichzeitiger Kosteneinsparung erhöhen.

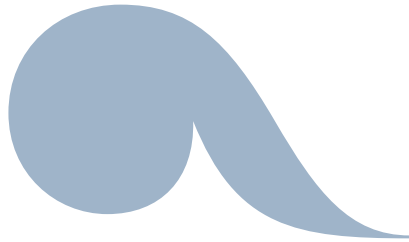
Lünen sieht das Kölner Institut ganz klar in einer Ratgeberrolle. „Wir entwickeln nicht nur theoretische Modelle, sondern sagen auch, welche Auswirkungen jene in der Praxis hätten“, so der Leiter des Instituts. Auch in der Ausbildung zeige sich Köln praxisorientiert. So bekommen die Studenten der Gesundheitsökonomie nicht nur wirtschaftliches Wissen mit auf den Weg, sondern auch explizit medizinisches. Die Kölner Absolventen seien daher auch sehr gefragt und hätten meist bereits beim Schreiben ihrer Diplom-, Bachelor- oder Masterarbeit einen Job in der Tasche. Und wer weiß: Vielleicht schafft es ja doch irgendwann einer von ihnen, das „ideale“ Gesundheitssystem zu entwerfen und es gleichermaßen mit einer wärmenden und

schützenden Bettdecke zu überziehen und endlich in eine friedliche und gesunde Ruhe zu versetzen.

Anders als bei den Hausärzten gab es bei Fachärzten 2009 mehr Zu- als Abgänge.

Unlike in the case of GPs, consultants were better represented in 2009.





The health care system is like a blanket that is not big enough: when one pulls on one corner the other is left uncovered. At least that is how Markus Lungen, the acting director of the Institut für Gesundheitsökonomie und Klinische Epidemiologie (Institute for Health Economics and Clinical Epidemiology) of the University Hospital of Cologne, sees it. It is either the quality of service that is given priority or access to the services or funding for them, but never all three it seems. For this reason, the “ideal” health care system does not exist according to Lungen. Applied health economics always relies on politics to set the preferences, says Lungen. Experience seems to confirm what Lungen says. As is known one can dispute preferences and it is not without reason that the health care system is continually a topic of discussion and debate in Germany. Since the 1970s there has been reform after reform. Hardly a year goes by or a change in government without health reforms being discussed by the media and politics. In 1988 the word “health reform” was even voted word of the year; and today, 23 years later, it would not be unthinkable if this happened again. Especially since 2003 when the so-called Rürup-commission was convened to examine sustainable financing of the social fallback system and 2004 when Ulla Schmidt, the minister for health at the time, introduced the surgery fees (a quarterly surcharge due at initial visit to doctor’s office), the topic of health reforms has been prevalent in political and media agendas. Demographic shift, the continu-

ally rising costs of treatment and the extra health insurance costs for employers are examples of the burdens on the system.

Experts and laypeople alike are increasingly criticizing the system; the German health care system is almost a third more expensive on average than other European systems, and this, despite the fact that it is not ranked with the top systems. An international patient survey recently published in the “Deutsche Ärzteblatt” revealed that the Germans are one of the most disgruntled nations when it comes to their health care. Only 34% said that health care in Germany was “very good” or “excellent”; in England, Canada and Australia, almost double the amount said that their systems were “very good” or “excellent”.

The German health care system could therefore be described as a chronic illness, which, despite numerous operations and cures, keeps ending up in intensive care. Like at the moment: the 2006 coalition had just about agreed on reform measures after months of deliberation when the minister for health Philip Rösler started working on yet another new reform. It was implemented in January 2011. From an academic perspective, it already seems doomed to failure.

#### **The never-ending story: an overview of the health reforms 2007 and 2011 and the academic perspective**

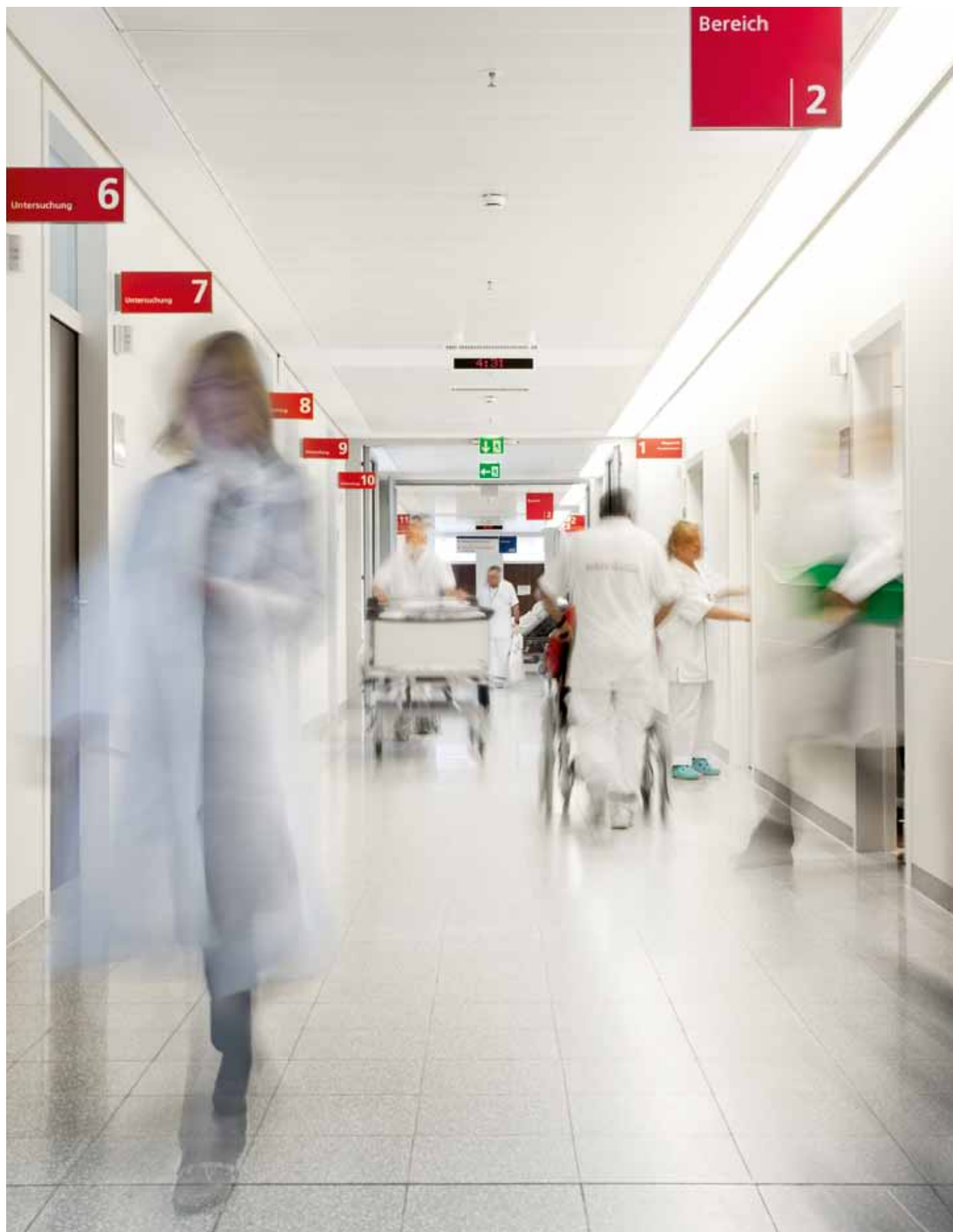
Reform 2007 resulted in the Gesundheitsfond (health fond). This is a compromise resulting from the civil insurance favoured by the SPD and the flat-rate premiums propagated by the CDU/CSU. With the Gesundheitsfond, all statutory insured persons contribute a standardized percentage of their income, 14.9% at present, with the insured party paying 7.9% and the employer paying 7%. The health insurance companies do not receive money directly from the insured party, but from the fond. If the money from the fond is not enough, the insurance companies can demand additional payments from the members. Up until now, this depended on the income of the patient – or there was a flat sum for all insurance members. Since the new bill from Rösler is accepted by the Bundestag

more flat fees have been introduced. This means that the CSU get their way after all as the additional payments in the flat fee form are also a flat-rate premium. With the flat additional payments the politicians are pulling on the wrong end of the blanket says Markus Lungen. The principal would be disadvantageous to low income earners and lead to risk selection, which would see health insurance companies advertising in fitness magazines and similar publications to attract, above all, young, healthy well-earning customers; risk selection is often called ‘cherry-picking’. Those who really need medical care would not have enough coverage as a result. According to Lungen, a civil insurance, which would see all citizens paying the same standard rate for coverage but with the premiums continuing to be calculated according to the income of the insured party, would be better than the flat-rate premium. Civil insurance would have the advantage that high earners would no longer take out private health insurance and no longer remove themselves from the risk equity.

Risk equity means that the health insurance companies with many sick and older members receive a transfer payment from the companies that have a lot of young and healthy members. This balancing of losses was introduced in 1995 and is implemented by the German Federal Social Insurance Authority annually. Up until now only statutory health insurance companies participated in the balancing of losses, however, academics from the Cologne Institut für Gesundheitsökonomie are strongly in favour of private health insurance companies also being involved in it – and this irrespective of the civil insurance idea. Due to the fact that private health insurance companies are generally more open to civil servants and high earners, they tend to have many members who are young, healthy and high earners. According to the calculations of the Cologne scientists, if they were involved in the risk equity, they would contribute 10 billion Euros net annually to the risk adjustment academic due to the advantageous structure of their membership structure and the premiums could fall by about 1%.

The reform is therefore going in the

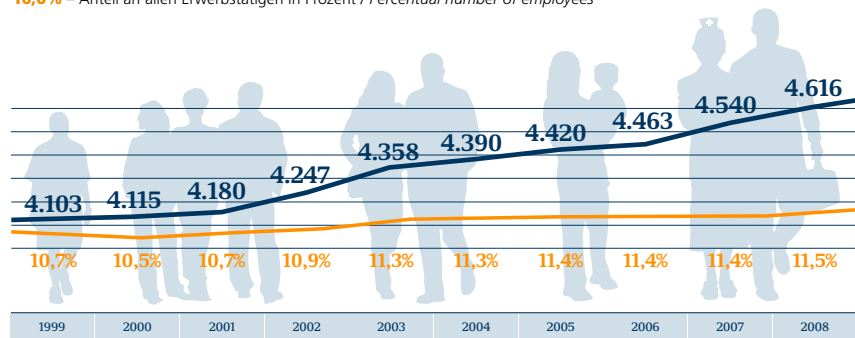




## Entwicklung der Zahl der Beschäftigten im Gesundheitswesen.

*Development of the number of workers in the healthcare sector.*

**4.000** – Anzahl der Beschäftigten in Tausend / Number of employees per thousand  
**10,0%** – Anteil an allen Erwerbstätigen in Prozent / Percentual number of employees



Quelle: Statistisches Bundesamt

Infografik © BMG 201

wrong direction says Lungen. It makes the change from statutory health insurance to private health insurance even easier. Up until now private health insurance companies required that members could show that they had a certain income (presently 49,950 Euro gross per annum) for at least three years in a row; with the new reform, it will only be required that the member shows that s/he earned more than the minimum salary only once. Every time a member of the statutory health insurance changes to private health insurance, there is a loss of Euro 3,500 per annum, which results in an increase instead of a decrease in the price of premiums, says the Cologne economist.

### **Two class society: is private health insurance the biggest blight on the system?**

In the case of unequal care Markus Lungen and his colleagues criticize the "two-class system" with regard to statutory health insurance und private health insurance. According to Lungen, there is a consensus amongst academics that the coexistence of private and statutory health insurance is inefficient. A Cologne study from 2001/2002 on university outpatient departments revealed that privately insured parties received 7.2% better care with the personnel costs increasing by 3.6% than parties with statutory health insurance with the same ailment. In addition to this, privately insured persons were more frequently called back in. Whether privately

insured members are given too much care and treatment or parties with statutory health insurance not cared for adequately, could not be discerned from the study. More important than this question from an economic point of view is whether unequal care always means a deadweight loss, as it is inefficient if patients are not treated according to demand but according to their insurance company. The elderly, women as well as ethnic minorities are often not as well provided for.

Health experts such as Lungen do not consider the private health insurance system to be inefficient due to treatment inequality. The administrative costs are also too high as the premiums for private health insurance companies are not based on income, but on the individual risk potential of members. The process to determine this, however, is costly. Every new customer taking private health insurance costs €946 in administrative costs; however, new members only pay €2,290 in premiums on average in the first year. In addition to this, the expenditure for full health insurance increased by 43% between 1992 and 2001; in the case of statutory health insurance, it was only 29%, which does not exactly speak for the cost effectiveness of private health insurance.

According to Lungen, civil insurance would not have to mean the end of private health insurance; it could also be part of the civil insurance, but would levy premiums according to income and not risk potential. The difference between it and the statutory health insurance would then be

that the private health insurance companies could make profits. Different forms of health insurance and systems are not the only topics of debate when it comes to the health care system. "Outpatient instead of in-patient treatment" was another slogan of the Reform 2007 and the Cologne Institut für Gesundheitsökonomie is examining the theme of efficient hospital planning. Here it is about the questions such as: where should a hospital be located? And which services should it offer? For areas where there are many hospitals such as Cologne Lungen and his colleagues are advocating specialized hospitals instead of general hospitals. This would result in costs being reduced and the quality of treatment being improved upon, says Lungen.

Lungen, however, still sees the Cologne institute in its consulting role. "We are not only developing theoretical models, we also say which effects they have in practice," he says. The programme offered by the Cologne institute is considerably practice-orientated; students of health economics learn not only about economics but also about medical knowledge. Cologne graduates are therefore in demand and often already have jobs lined up for after they graduate while they are still writing their theses. And who knows, maybe one of them will one day develop "the ideal" health care system and cover all corners of it with a warm protective blanket so that it can finally find peaceful and healthy repose.





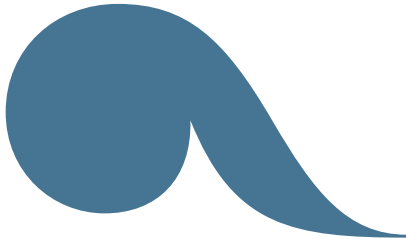
# Von Afghanistan bis Wikileaks From Afghanistan to Wikileaks

Robert Hahn

Mit dem Beginn des 21. Jahrhunderts stellen sich für die Politik weltweit neue Herausforderungen: der Krieg in Afghanistan, die gesellschaftlichen Entwicklungen in den USA oder die Enthüllungen von Wikileaks. So unterschiedlich diese Problemfelder sind, eines haben sie gemein – sie müssen verstanden werden, um zu angemessenen Entscheidungen zu gelangen.

*The beginning of the 21st century has presented many new challenges for international politics: the war in Afghanistan, the social developments in the USA and the Wikileaks revelations. As different as these problem areas are they do have one thing in common – they have to be properly understood in order to find the most suitable resolutions.*





In dieser Situation bietet sich die Politikwissenschaft als Gesprächspartner der Politik an. Doch gerade in Deutschland ist der Austausch zwischen Politikern und Politikern noch unzureichend ausgeprägt. Professor Thomas Jäger vom Lehrstuhl für internationale Politik und Außenpolitik erläutert, dass die Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik dazu beitragen soll, dies zu ändern. Die Zeitschrift, die seit 2008 in Köln herausgegeben und redaktionell bearbeitet wird, soll wichtige Debatten anstoßen und Praxis und Wissenschaft im Gespräch vereinen. Die Themen reichen von der inneren und transnationalen Sicherheit bis zur internationalen Bündnispolitik. Als Diskussionsforum gibt die Zeitschrift Einblicke in die Hintergründe weltweiter politischer Entwicklungen. Professor Thomas Jäger ist froh über die Resonanz auf die Publikation. „Wir bekommen sehr positive Reaktionen auf die Zeitschrift. Sie hat eine Lücke in der deutschen Zeitschriftenlandschaft geschlossen“, erklärt der Politologe. Denn die Vernetzung von politischen Praktikern und politischen Analysten ist hierzulande noch auszubauen. „Ich kann nicht sagen, wir hätten in Deutschland das Maß an Austausch erreicht, das erforderlich und wünschenswert ist.“ Es würden noch immer ganz unterschiedliche Sprachen gesprochen und ganz unterschiedliche Themen aufgegriffen. „Einige Themen, die die deutsche Außenpolitik prominent gesetzt hat, werden in der Wissenschaft nicht ausreichend reflektiert, wie zum Beispiel der Krieg in Afghanistan oder die Entwicklung Zentralasiens. Das ist stark optimierungsfähig.“

Die Bedeutung solcher Debatten geht aber über die rein operationelle Ebene des Austauschs politischen Know-Hows hinaus. Sie hat gesellschaftspolitische Bedeutung für Deutschland.

### Wichtige Debatten anstoßen

Beispiel Afghanistan: In Deutschland gibt es seit Jahren einen breiten gesellschaftlichen Konsens gegen den Afghanistan-Krieg. „Es gibt auch bei vielen politisch Beteiligten erhebliche Zweifel an dem was sie tun: Was machen wir überhaupt in Afghanistan? Die gesellschaftliche Debatte aber, die Antworten einfordern würde, wird nicht geführt. Welche Ziele verfolgen wir? Welchen Zweck hat das? Diese Auseinandersetzung fehlt.“ Die sogenannte Politikverdrossenheit in Deutschland habe unter anderem darin ihren Grund. „Wenn über viele Jahre Politik und öffentliche Meinung in mehreren Fragen auseinanderfallen, so als lebe man in unterschiedlichen Welten, dann verliert Politik ihre Legitimität.“

Die Rolle der Wissenschaft in diesem Gespräch sei die des Lieferanten von Hintergrundwissen: „Wissenschaft kann Analyse leisten. Sie kann helfen, politische Entwicklungen frühzeitig zu verstehen und die Einflussnahme vorzubereiten.“ Wie zum Beispiel im Fall der Midterm-Wahlen in den Vereinigten Staaten. Was bedeutet es für die deutsche Politik, wenn sich damit die Bewegung hin zu einem schwachen Staat verstetigt, wenn die amerikanische Gesundheitsreform zurückgedreht wird oder eine Außenpolitik mit niedrigem Profil angelegt wird? „Da hat die Politik ihre Beobachter, da haben die Wissenschaftler ihre Beobachter und die sollten sich noch stärker austauschen.“

### Beispiel Wikileaks

Mit welchen neuen Phänomenen Politiker und Politikern es dabei zu tun haben, zeigt der aktuelle Fall von Wikileaks. Die Welle von Veröffentlichungen geheimer US-Depeschen, der die politische Welt in Atem hält, ist auf den ersten Blick das Werk einiger weniger Aktivisten. Doch ein Blick hinter die Kulissen verrät, was Wikileaks erst möglich machte: „Das Grundprinzip

der Staaten bei der Art und Weise wie Informationen zwischen Bürokratien laufen war, nur diejenigen Informationen zu teilen, die man teilen muss“, erklärt Thomas Jäger. Mit dem 11. September 2001 änderte sich dies. In der Aufarbeitung der Katastrophe stellte man fest, dass unterschiedliche Bürokratien über eine ganze Reihe von Informationen verfügten, die nur niemand zusammengefasst hatte.

Die Reaktion der amerikanischen Regierung war der Umbau ihres Metanetzes, des SIPRNETs, das seitdem ganz unterschiedliche Ministerien miteinander verbindet und in das diese Institutionen ihre Informationen einspeisen konnten. Seit 2007 gehörte auch das State Department dazu.

### Gläserner Bürger – gläserner Staat

Die von Wikileaks veröffentlichten Depeschen stammten alle aus diesem Netz, in das unterschiedliche Bürokratien ihre Berichte, Dokumente und Informationen einspeisen und auf das nach dem Umbau nun etwa zweieinhalb Millionen Mitarbeiter Zugriff haben. „Die wirklich geheimen Dokumente werden dort nicht eingestellt“, erklärt Jäger. „Es wird aber eben auch vieles intern öffentlich gemacht, von dem die Regierung denkt: Das könnte auch andere interessieren.“ Das Prinzip, nur diejenige Information zu teilen, die man auch teilen musste, wurde dadurch auf den Kopf gestellt. Stattdessen war man nun bemüht, möglichst viele Informationen zusammenzutragen und zu teilen. „Vor diesem Hintergrund ist die Geheimhaltung natürlich viel schwieriger“, so Jäger. Hinzu kommt, dass sich in der letzten Dekade der Umgang mit persönlichen oder vertraulichen Daten geändert hat. Während der Regierung Bush wurden Bürger vom Staat überwacht und Daten gesammelt. „Das trägt natürlich dazu bei, dass es auf einmal normal wird, Informationen herauszugeben. Wenn das der Staat macht, macht es jeder“, so Jäger. Die Transparenz der Daten gelte damit nicht mehr nur für den Bürger: „Die Staaten haben gläserne Bürger gemacht, das wird jetzt zurückgeworfen und der Staat wird auch gläsern.“



Ein Blick hinter die Kulissen verrät, was Wikileaks erst möglich machte: Das Grundprinzip der Staaten bei der Art und Weise, wie Informationen zwischen Bürokratien laufen, war, nur diejenigen Informationen zu teilen, die man teilen muss.

*A look behind the scenes shows what Wikileaks made possible: the basic principle of how information was shared between bureaucrats in the States was that they only shared information that they had to share.*

### Diplomatie im Zeitalter der elektronischen Datenspeicherung

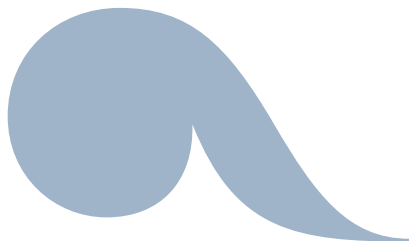
Eine Fülle weiterer Fragen stellt sich nach dem Desaster für die amerikanische Außenpolitik: Wird jetzt die Zahl der internationalen Gesprächspartner abnehmen, weil man der Geheimhaltung in den USA misstraut? Oder können die Vereinigten Staaten mit Hilfe wirtschaftlicher Ressourcen das Fiasco wieder wett machen? Wird das Prinzip, möglichst viel Information zu teilen, wieder umgedreht? Das wäre eine nachhaltige Entwicklung nicht nur für die interadministrative Kooperation in den USA, sondern auch für die Zusammenarbeit mit den Bündnispartnern.

Eine weitere Frage ist, welches Bild die Veröffentlichungen von der Funktion der klassischen Diplomatie zeichnen. „So richtig Neues ist ja bisher nicht herausgekommen“, erklärt Jäger. „Dass man Karzai für korrupt hält, das wusste jeder vorher. Ich habe noch nicht eine wirkliche Neuigkeit gefunden.“ Der Kölner Politologe sieht die Aufgaben der Diplomatie deshalb weiterhin in der stetigen Analyse der politischen Situation des Gastlandes. „Es ist eine wichtige Aufgabe des diplomatischen Dienstes, neben dieser manchmal auch hysterisierten öffentlichen Meinung, zu entdecken, wo die politischen Kräfte hinziehen. Wo sich bestimmte Mehrheiten bilden, wo sich neue Themen auftun, wo sich neue politischen Kräfte formieren.“

### Interesse von beiden Seiten

Die Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik soll die Diskussionsplattform für die Debatte über solche wichtige Themen sein. Denn sowohl Politiker als auch Wissenschaftler suchen durchaus das Gespräch, so Jäger: „Eine Motivation die Zeitschrift zu gründen war, dass auf Konferenzen die Gespräche funktionierten. Nach der Konferenz ging aber wieder jeder in seinen Bereich.“ Der Kölner Politologe setzte sich zum Ziel, die Kommunikation zwischen beiden Gruppen zu verstetigen – das Gespräch musste einen Ort finden. Den Grund für die oft mangelnde Vernetzung von politischen Praktikern und politischen Analysten in Deutschland sieht Jäger in den Besonderheiten der deutschen Parteiendemokratie: In Deutschland werden politische Karrieren über die Parteien gemacht und nur dort.

„In den Vereinigten Staaten spricht man hingegen von einer Drehtür: Man ist Politiker, dann geht man in einen Think Tank, eine Universität oder hat einen Job in der Wirtschaft. Dann kehrt man zurück. Das führt zu einer viel engeren Vernetzung von Kenntnissen in diesen Bereichen.“ Wie sich die deutsche Politik den genannten Ereignissen gegenüber verhält, welche politischen Entwicklungen im Vorhinein erkannt werden können, das hängt nicht zuletzt von der frühzeitigen Analyse ihrer Hintergründe ab. „Das bedeutet, dass man sich Fragen nicht erst dann widmen sollte, wenn sie sich öffentlich stellen“, so Thomas Jäger. „Zur Kenntnis tiefer liegender Entwicklungen hat die Politikwissenschaft wesentlich beizutragen.“



However, the exchange between political scientists and politicians is still insufficient, especially in Germany. Professor Thomas Jäger from the Lehrstuhl für internationale Politik und Außenpolitik (Chair for International Politics and Foreign Policy) explains that the Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik (Journal for Foreign and Security Policy) is contributing to changing this. The journal, which has been published and edited in Cologne since 2008, deals with important debates and unites the discourse on practice and knowledge. The themes covered include, for example, inner and transnational security and international alliance policy. As a discussion forum, the journal provides insight into background information of international political developments. Professor Thomas Jäger is pleased about the response to the publication. "We receive very positive reactions to the journal. It has filled a void in the German press," explains the political scientist. This is because networking between politicians and political analysts needs to be more developed in this country. "I would not say that the exchange we have in Germany is enough or desirable." So many different languages are spoken and so many different themes touched upon. "Some themes that are prominent for German foreign affairs are not reflected upon enough in academia, such as the war in Afghanistan or developments in central Asia. This needs to be improved upon." The significance of such debates goes beyond the operational level of the exchange of political know-how.

They have a social political implication for Germany.

### Touching on important Debates

The example of Afghanistan: there has been a wide consensus by society opposing the war in Afghanistan for many years now in Germany. "Many involved in politics doubt what they are doing: What are we doing in Afghanistan at all? The social debate, however, that would deliver answers, has not been undertaken. What are our objectives? What is the purpose of it? There is no discussion of these questions." This is one of the reasons for the so-called disenchantment with politics in Germany. "If over many years politics and public opinion differ on many questions, it is as if one lives in different worlds and politics loses its legitimacy." The role of academia in this dialogue is that of the deliverer of background knowledge: "Academia provides analysis. It can help in the early understanding of political developments and to prepare the exertion of influence." Like for example in the case of the mid-term elections in the United States. What does this mean for German politics when the United States are becoming weaker, when the American health reform is blocked or foreign policy is given a low profile? "Politics has its observers and academia has observers too and these should confer more with one another."

### The Example of Wikileaks

An example of a new phenomenon that politicians and political scientists encounter can be seen in the case of Wikileaks. The wave of publications of secret American dispatches, which has the political world holding its breath, seems at first glance to be the work of a few political activists. However, a look behind the scenes shows what Wikileaks makes possible: "The basic principle of how information was exchanged in the States between bureaucrats was: share only the information that had to be shared," explains Thomas Jäger. 9/11 changed all of this. In the analysis of the catastrophe it was ascertained that different bureaucrats had a lot of information that had not been pooled. The reaction of the American government was to rearrange its metanet, SIPRNet, which connects many different ministries with one another and into which these institutions could feed their information. The State Department belongs to it since 2007.

### Mass Surveillance

The dispatches published in Wikileaks are from the above-mentioned network that different bureaucrats fed their reports, documents and information into and to which circa two and a half million employees have access. "The really secret documents are not in this network," explains Jäger. "There is a lot which is internally published and about which the government thinks: that may interest others."

Manche Themen der deutschen Außenpolitik werden in der Wissenschaft nicht ausreichend reflektiert, so z.B. der Krieg in Afghanistan.

*Some themes that are prominent for German foreign affairs are not reflected upon enough in academia, an example is the war in Afghanistan.*



*This turned the principle of sharing information on a need to know basis on its head. Instead there was an effort to gather as much information as possible and to share it. "Against this background, secrecy is naturally much more difficult," says Jäger. In addition to this, it must be taken into account that the handling of personal and confidential information has changed considerably over the last decade.*

*During the Bush government citizens were watched by the state and information was gathered. "That naturally contributed to it becoming normal to dish out information. If the state does it, then it becomes normal all of a sudden," says Jäger. The transparency of information is no longer valid only for the citizens: "The states made mass surveillance of its citizens acceptable and that is now being thrown back at them; the state is also under surveillance."*

#### **Diplomacy in an Age of electronic Data Storage**

*Many other questions have presented themselves since the disaster for American foreign policy, such as: Will international dialogue with the USA decrease because it can no longer be trusted with secrecy? Or can the United States resolve the situation with the help of economical resources? Will the principle of sharing as much information as possible be reversed again? That would be a lasting development not only for interadministrative cooperation in the USA, but also for cooperation with their*

*allies. A further question is: how do the publications depict classical diplomacy.*

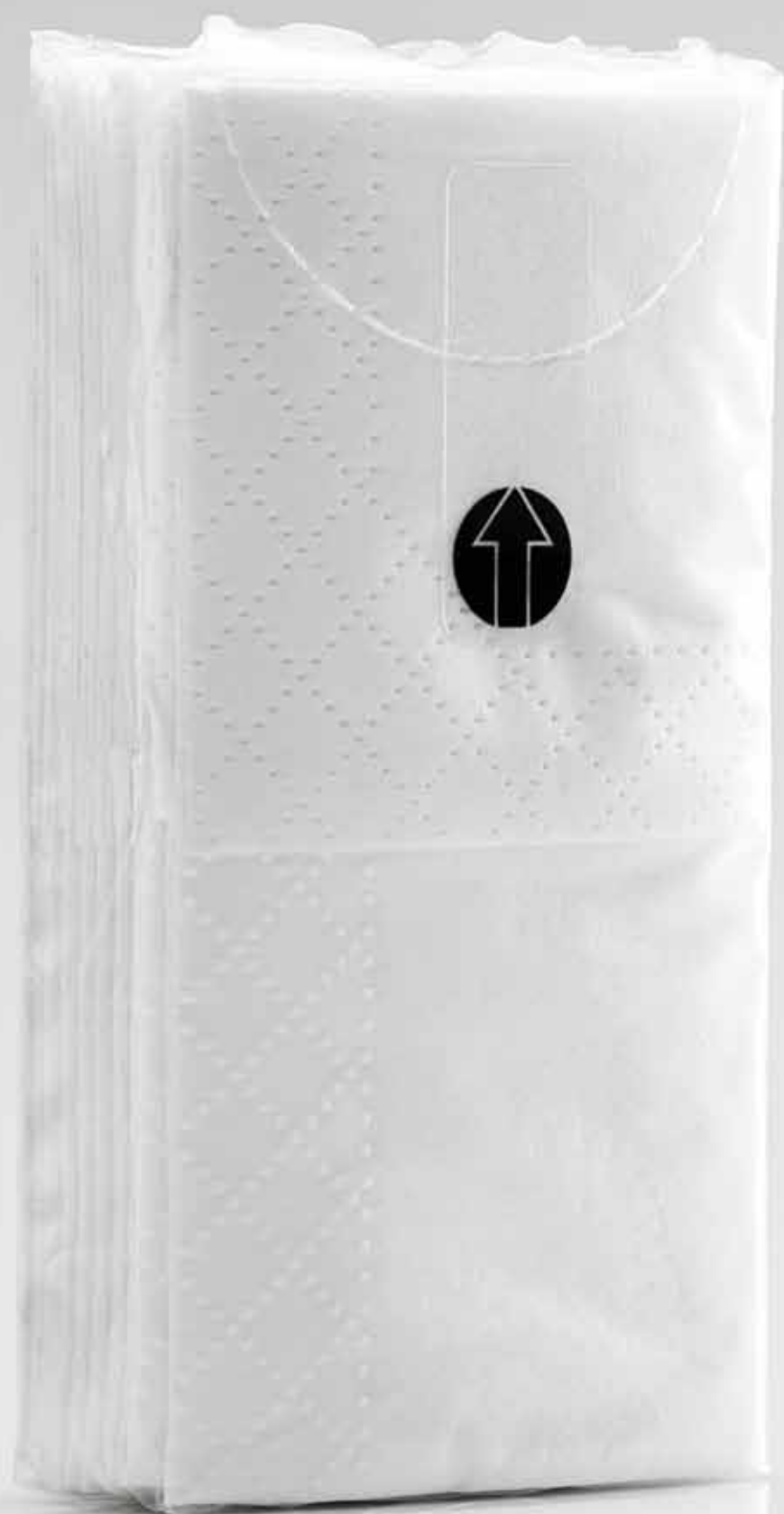
*"Nothing really new has been released up until now," explains Jäger. "Everyone knew before that Karzai is considered corrupt. I still have not found anything new." The Cologne political scientist sees therefore continual analysis of the political situation in the country where diplomats are sent as their responsibility. "It is an important task of the diplomatic service to discover where the political power is being pulled in addition to public opinion which is often portrayed as being hysterical. Also to know where certain majorities are formed, where new themes are emerging, and where new political powers are being formed."*

#### **Interest on both Sides**

*The Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik is a discussion platform for debates on these important themes. As both politicians and academics are looking for more dialogue, according to Jäger: "Motivation to start the journal was that discourse at conferences was effective. After the conferences, however, everyone went back to his corner." The Cologne political scientist has made communication between the different groups his objective – the dialogue had to find a forum. Jäger sees the reason for the lack of networking between politicians and political analysts in the idiosyncrasies of the German party democracy: in Germany political careers are made through political parties and only there.*

*"In the United States there are rotating doors: one is a politician, then one enters a Think Tank, a university or has a job in economics. Then one goes back to politics. This leads to a much closer networking of knowledge in these areas." How German politics will react to such events, which political developments can be identified in advance also depends on the early analysis of the background information. "That means that questions should be answered before they become public," says Thomas Jäger. "Political science has to contribute so much more to the knowledge of underlying developments."*







# Markenmanagement, Risiken und Nebenwirkungen:

Welche Chancen hat ein Unternehmen mit  
Marken auf dem Markt?

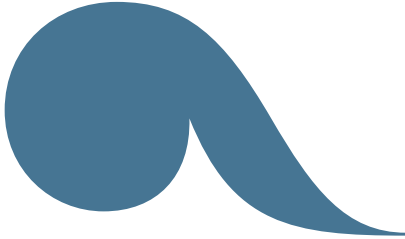
## Brand Management, Risks and secondary Effects:

What chances does a Company with Brand Names  
have on the Market?

Christine August

Eine erfolgreiche Marke aufzubauen ist teuer. Und gleichzeitig Gold wert. Denn eine gut aufgestellte Marke ist oft der wertvollste immaterielle Vermögensgegenstand eines Unternehmens. Die Marke Coca-Cola ist dafür ein gutes Beispiel. In einem Test zeigte sich, dass Konsumenten den Konkurrenten Pepsi bevorzugen, solange sie nicht wissen, welche Marke sie vor sich haben. Sind die Marken bekannt, macht Coca-Cola das Rennen. Im unternehmerischen Idealfall wird die Marke für den Kunden zu einer Art Schlüsselinformation: Das Vertrauen in die Marke ist so hoch, dass der Kunde die Eigenschaften des Produkts gar nicht mehr prüft. Um das zu erreichen, verwenden Unternehmen viel Geld darauf, ihre Marken aufzubauen und zu pflegen.

*Establishing a successful brand name is expensive. And at the same time it is worth its weight in gold. This is because a well-established brand name is often the most valuable immaterial asset a company has. The brand of Coca Cola is a good example of this. In a test it was shown that consumers preferred the competitor Pepsi as long as they did not know what they had in front of them. When the consumers knew what they were drinking they preferred Coca Cola. In an ideal business situation a brand name becomes a type of key information for consumers: trust in the brand name is so strong that the customer no longer finds it necessary to test the product. In order to achieve this, companies invest a lot of money in developing and maintaining their brand names.*



Kunden stehen oft vor einer →  
immensen Warenvielfalt. Ein  
prägnanter Markenname kann zum  
Kauf eines Produkts beitragen.

*Customers often have a huge  
variety of goods to choose from.  
Catchy brand names can help  
convince them to buy products.*

Andererseits kann eine Marke auch schnell Schaden nehmen. Schon ein Fehlgriff bei der Namensgebung für ein neues Produkt kann Kunden zurückschrecken lassen und Umsatzeinbußen zur Folge haben. Vom Spott ganz abgesehen: Ein Auto, das auf Finnisch Trotteli heißt, ein anderes, dessen Name in Italien an Pechsträhnen erinnert – nicht die besten Voraussetzungen für einen guten Start auf dem Markt.

Bei manchen Produktarten ist es den Kunden wiederum herzlich egal, ob sie nun ein Markenprodukt kaufen oder nicht. Will ein Unternehmen unter diesen Voraussetzungen eine erfolgreiche Marke etablieren oder führen, braucht es genaue Informationen. Prof. Dr. Franziska Völckner befasst sich mit den dahinter stehenden Daten und Theorien. Sie ist Direktorin des Lehrstuhls für Marketing und Markenmanagement an der Universität zu Köln. 2007 trat sie den Ruf an die Universität zu Köln als damals jüngste habilitierte Wirtschaftsprofessorin Deutschlands an, 2009 wurde sie im BWL-Forschungsranking des Handelsblatts unter den Top 25 Wirtschaftsprofessoren im deutschsprachigen Raum gelistet.

Die Relevanz von Marken ist eines der aktuellen Forschungsthemen der Wissenschaftlerin. „Nur wenn in einer Produktkategorie Marken für die Kaufentscheidung wichtig sind, sollte die Unternehmensführung auch in ihren Aufbau investieren“, sagt sie.

Marken begegnen dem Kunden zwar überall, doch warum wählen wir als Kunden ein Markenprodukt? Und welche

Bedeutung sollte ein Unternehmen dem Auf- und Ausbau einer Marke beimessen? Eine Studie von Franziska Völckner gibt Aufschluss über die Relevanz von Marken als Kaufentscheidungskriterium (im Vergleich zu anderen Kriterien wie z.B. dem Preis). Der dazu entwickelte „BRIC“-Indikator bildet sowohl Produktkategorie- als auch Länderunterschiede ab. „BRIC“ steht für „Brand Relevance in Category“.

Im Fokus stehen dabei nicht einzelne Marken sondern Produktkategorien, wie etwa Taschentücher, Autos oder Zigaretten. Nicht die Frage, welche konkrete Marke Kunden wählen würden, sondern ob das Gütesiegel „Markenprodukt“ selbst für die Kaufentscheidung wichtig ist, war Ausgangspunkt der Studie. Aus zwei Hauptgründen, so die Annahme, würden Kunden Markenprodukte vorziehen: Um Qualitätsrisiken zu vermeiden und um sich selbst auf eine bestimmte Art darzustellen. Gut 5.700 Konsumenten wurden dazu in 20 Produktkategorien befragt, wie wichtig ihnen die Marke bei der Entscheidung für ein bestimmtes Produkt ist. Um Vergleiche zu ermöglichen, wurden die Produktkategorien in Großbritannien, Frankreich, Japan, Spanien und den USA betrachtet.

Im Ergebnis gleicht sich das Bild über die Länder hinweg. „Besonders überrascht die hohe Stabilität am oberen Ende der Skala bei der Wichtigkeit von Marken. Für die Kategorien ‚Mittelklasse-Wagen‘ und ‚Zigaretten‘ ist die Bedeutung der Marke in allen Ländern sehr hoch“, sagt Völckner. Schlusslicht im Ranking sind hingegen Taschentücher: Reißfestigkeit, Fusselfaktor

und Nasenfreundlichkeit – all das wurde chancenlos beworben: Dem Kunden ist die Marke des Taschentuchs verhältnismäßig egal.

Und doch gibt es Unterschiede: Im Mittelfeld der Markenrelevanz gehen die Meinungen in den Ländern weit auseinander, zum Beispiel bei Kopfschmerztabletten.

„Auffällig war auch, dass wir für die USA über die Kategorien hinweg eine tendenziell höhere Bedeutung von Marken feststellen konnten“, beschreibt Franziska Völckner das Ergebnis. „Ein Grund hierfür ist sicherlich, dass das Marketing selbst und damit die Markenkultur aus den USA stammen.“

### **Auch der Name ist ein zentrales Element der Markenführung**

Die Studie führte die Kölner Marketingexpertin in Zusammenarbeit mit einem Beratungsunternehmen durch, ihre Ergebnisse sind in hohem Maße für die Praxis interessant: „Dass in den Ländern Unterschiede bestehen, könnte Auswirkungen darauf haben, wie ein Unternehmen sein Budget für Markenführung auf verschiedene Länder verteilt“, so Völckner. Gleichzeitig könne auch das Budget für die Markenführung innerhalb eines Landes neu gestaltet werden – denkbar sei eine andere Schwerpunktsetzung in der Produktpalette. Die Studie hat zudem Implikationen für die Bewertung von Marken, denn die Wichtigkeit der Marke als Kaufentscheidungskriterium trägt entscheidend zum finanziellen Wert einer Marke bei. Die Er-



gebnisse aus dieser ersten Forschungssäule Völckners verbessern die Chancen für Unternehmen, auf dem Markt geschickt zu manövrieren. Auch eine zweite Säule – die Markennamensgebung – zeigt, wie sich Risiken auf dem Markt besser einschätzen lassen. Für Entscheider gilt es nämlich zu bedenken: Vorausgesetzt, das Gütesiegel der Marke ist dem Kunden wichtig, welchen Namen sollte sie tragen?

Völckner beschreibt den Namen als zentrales Element der Markenführung. Damit das konkrete Produkt gekauft werde, brauche es aus der Sicht des Markenmanagements einen prägnanten Namen, der leicht aussprechbar ist. Vor allem sollte er zum Produktnutzen passen.

Soll dann die Marke in einem anderen Land etabliert werden, besteht durchaus das Risiko, dass der Name eine ganz andere, manchmal peinliche Bedeutung erfährt, wie im Fall von Fiat Uno: „uuno“ bedeu-

tet auf Finnisch „Trottel“. „Die Grundregel bei der Markennamensgebung lautet, dass unbedingt Muttersprachler beteiligt sein sollten“, erzählt Völcker. „Leider wird diese Regel häufig missachtet.“

#### **Foreign Branding: positive Assoziationen mit fremden Ländern verstärken den Kaufanreiz**

Der Alltag führte die Wissenschaftlerin zu ihrer aktuellen Forschungsfrage. Sie beobachtete, dass Unternehmen Markennamen gezielt fremdartig klingen lassen: Wie etwa Bier-Tequila-Mixe, die nach Mexiko klingen und doch französisch sind oder eine nicht ganz günstige US-Eiscreme, deren Name ein bisschen an Länder wie Dänemark und die Niederlande erinnert – „Milchprodukt mit Qualität von Kennern“, so die gewünschte Assoziation. Beim sogenannten „Foreign Branding“ sollen mit

einem ausländischen Namen beim Kunden positive Assoziationen mit dem entsprechenden Land geweckt werden. Franziska Völckner hat nach Gesetzmäßigkeiten geforscht und liefert Ansatzpunkte für ein Management, das sich für diese Art der Namensgebung entscheidet: „Ein wichtiger Einflussfaktor ist die Produktart, also ob es sich um ein eher hedonisches oder ein eher nützliches Produkt handelt – der Name sollte zu der Produktart passen.“, sagt sie. Wer ein hedonisches Produkt, also ein Lifestyle-Produkt wie etwa eine teure Uhr, auf den Markt bringen möchte, ist gut beraten, ihm z.B. einen französisch klingenden Namen zu geben. In der Studie wurde die fiktive Uhren-Marke Croixbergière vorgestellt, mit der die Probanden französisches „savoir vivre“, Genuss und Lebensfreude verbanden. In der Realität hätte dieser Name die Kaufwahrscheinlichkeit erhöht. Anders sieht es aus, wenn



die fiktive Marke den deutschen Namen „Kreuzberger“ trägt: Hier waren die Probanden zögerlicher.

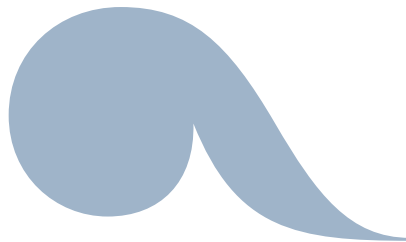
Völckner erklärt: „Der französische Name sorgt dafür, dass die lustbetonten Eigenschaften des Produkts unterstrichen und verstärkt wahrgenommen werden. So scheint der Kauf gerechtfertigter.“ Bei utilitaristischen Produkten wiederum kann der deutsche Name punkten. Wird eine Sportuhr angeboten, so ist sie unter dem Markennamen „Kreuzberger“ beliebter, denn der Kunde assoziiert über den sprachlichen Umweg Funktionalität und verlässliche Qualität – Eigenschaften, die er von einem nützlichen Produkt erwartet.

„Mit diesem Wissen lässt sich das nicht ganz einfache ‚Foreign Branding‘ leichter umsetzen. Unserer Studie hat jedoch auch ergeben, dass es für Unternehmen problematisch wird, wenn die Informationen über das tatsächliche Herkunftsland aus Kundensicht nicht zum Namen passen“, so Völckner. Wenn etwa ein Produkt mit französischem Namen aus einem Schwellenland komme, reduziere sich sofort die Kaufwahrscheinlichkeit, denn der Kunde spüre die Unstimmigkeit. In der Lifestyle-Sparte sei dieser Effekt noch stärker zu beobachten, weil innere Überzeugung und Rechtfertigung zum Kauf hier noch wichtiger seien. Besser ist es, in diesem Fall auf das „Foreign Branding“ für solche hedonischen Produkte zu verzichten.

### Markenmanagement als Investition

Mit Forschungsergebnissen wie diesen trägt Franziska Völckner dazu bei, die „unsichtbare Hand“ des Marktes sichtbar zu machen. Ziel ist es, die Ergebnisse im Markenmanagement zu nutzen. Doch welchen Beitrag leisten solche Analysen in wirtschaftlichen Krisen? „Gerade wenn das Budget knapp ist, stellen die Ergebnisse wertvolle Entscheidungshilfen dar. Die Studien befassen sich mit Erfolgsfaktoren von Markenstrategien, decken die „Erfolgstreiber“ auf. Unternehmen können mit den Ergebnissen im Idealfall gezielt planen, wie sie ihr Budget verteilen und Risiken vermeiden.“ Eine Entscheidung für den Taschentuch-Hersteller könnte zum Beispiel lauten, seine Markeninvestitionen

auf die USA zu konzentrieren, wo es den Kunden noch am wichtigsten ist, ob er ein Marken-Taschentuch kauft. Ein wichtiger Aspekt der Arbeit von Franziska Völckner ist der Austausch zwischen Wissenschaft und Praxis, eines der grundsätzlichen Ziele des an ihrem Lehrstuhl angesiedelten Wissenschaftlichen Zentrums für Markenmanagement und Marketing e. V. Völckners Themen selbst entstehen jedoch nicht nur durch Kooperationen oder durch das Beobachten von neuen Produkten, sondern immer wieder auch durch das Einkaufen gehen mit offenen Augen. Schließlich sind die Studien für die Rolle des Marketings selbst wichtig. Gerade in Krisenzeiten stehen Marketingabteilungen verstärkt unter Druck, Entscheidungen ökonomisch zu rechtfertigen. Vorschläge und Ergebnisse müssen berechenbar sein. „Meine Forschung soll das Marketing auf breiter Datenbasis messbar machen. So lässt sich mit anderen Abteilungen auf einer Ebene diskutieren.“ Völckner erbringt nicht nur den Nachweis dafür, dass das Marketing ökonomische Auswirkungen hat, sondern eröffnet mit den Studien auch Handlungsempfehlungen. „Wenn das Marketing als Lieferant für leere Schlagworte gilt und als überflüssig abgetan wird, ist das durchaus eine Gefahr. Gerade das Markenmanagement muss immer als Investition verstanden werden“, so Völckner.



*On the other hand, a brand name can be very easily damaged. A mistake with how a new product is named can deter customers from buying it and result in losses in sales. Not to mention unfortunate names: the name of a car that means idiot in Fin-*

Wie wichtig sind Marken? Die →  
Tabelle zeigt für fünf Länder, bei  
welchen Produkten die Marke ein  
entscheidendes Kaufkriterium ist.

*How important are brand names?  
The table shows five countries  
where brand names are a decisive  
criteria.*

*ish, or a name that reminds one of streak of bad luck in Italian are not the best prerequisites for launching a product.*

*In the case of some types of products the customer does not care if s/he buys a brand name. If a company wishes to establish a successful brand name in this situation, it needs more exact information. Prof. Dr. Franziska Völckner researches the data and theories underlying this. She is the director of the Lehrstuhls für Marketing und Markenmanagement (Chair for Marketing and Brand Management) of the University of Cologne. In 2007 she became the youngest professor of economics with a habilitation in Germany; in 2009 she was listed in the ranking of the trade journal Handelsblatt amongst the top 25 professors of economics in the German-speaking world. The relevance of brand names is one of the current research areas of the economist. "A company should only invest money in establishing a brand name in a product category when doing so is relevant for the decision of whether the product is bought or not," she says. Customers encounter brand names everywhere they go, but what makes them buy certain products? And which importance should a company attach to developing a brand name? A study by Franziska Völcker provides information on the relevance of brand names as a criterion for the decision to buy a product (in comparison to other criteria such as, for example, the price). The "BRiC" (Brand Relevance in Category) indicator developed to examine this indicates both product categories as well as*

Tabelle: Relevanz der Marke als Kaufentscheidungskriterium in verschiedenen Produktkategorien und Ländern (je höher der Wert, desto höher die Markenrelevanz).  
 Quelle: Fischer, M., F. Völckner und H. Sattler (2010): How important are brands? A cross-category, cross-country study. Journal of Marketing Research, Vol. 47, Issue 5, 823-839.

| Rank | France                   |        | Japan                    |        | Spain                    |        | UK                       |        | USA                      |        |
|------|--------------------------|--------|--------------------------|--------|--------------------------|--------|--------------------------|--------|--------------------------|--------|
| 1    | Medium-sized vehicles    | (3.70) | Medium-sized vehicles    | (3.81) | Cigarettes               | (3.95) | Cigarettes               | (3.96) | Beer                     | (4.26) |
| 2    | Scheduled flights        | (3.65) | Mobile network operators | (3.55) | Beer                     | (3.54) | Beer                     | (3.77) | Medium-sized vehicles    | (4.05) |
| 3    | Cigarettes               | (3.57) | TV sets                  | (3.50) | Medium-sized vehicles    | (3.54) | Medium-sized vehicles    | (3.70) | Personal computers       | (3.85) |
| 4    | Mobile network operators | (3.48) | Personal computers       | (3.36) | Mobile phones            | (3.46) | Mobile phones            | (3.45) | Cigarettes               | (3.80) |
| 5    | Mobile phones            | (3.38) | Bank accounts            | (3.25) | Designer sunglasses      | (3.41) | TV sets                  | (3.29) | Mobile network operators | (3.79) |
| 6    | Mail order               | (3.37) | Scheduled flights        | (3.22) | TV sets                  | (3.35) | Mobile network operators | (3.26) | Fast Food Restaurants    | (3.71) |
| 7    | Beer                     | (3.31) | Designer sunglasses      | (3.19) | Mobile network operators | (3.31) | Fast Food Restaurants    | (3.23) | Express deliveries       | (3.65) |
| 8    | Fast Food Restaurants    | (3.29) | Car insurances           | (3.17) | Mail order               | (3.28) | Personal computers       | (3.20) | TV sets                  | (3.62) |
| 9    | Bank accounts            | (3.27) | Cigarettes               | (3.15) | Bank accounts            | (3.27) | Bank accounts            | (3.18) | Mobile phones            | (3.61) |
| 10   | Designer sunglasses      | (3.24) | Mail order               | (3.11) | Express deliveries       | (3.20) | Designer sunglasses      | (3.17) | Detergents               | (3.51) |
| 11   | Personal computers       | (3.21) | Mobile phones            | (3.09) | Fast Food Restaurants    | (3.15) | Mail order               | (3.11) | Scheduled flights        | (3.44) |
| 12   | TV sets                  | (3.16) | Headache tablets         | (3.04) | Car insurances           | (3.08) | Express deliveries       | (2.97) | Headache tablets         | (3.37) |
| 13   | Express deliveries       | (3.11) | Beer                     | (3.04) | Scheduled flights        | (3.04) | Department stores        | (2.92) | Designer sunglasses      | (3.33) |
| 14   | Detergents               | (2.98) | Fast Food Restaurants    | (3.03) | Personal computers       | (2.98) | Scheduled flights        | (2.87) | Mail order               | (3.28) |
| 15   | Department stores        | (2.94) | Express deliveries       | (2.92) | Detergents               | (2.94) | Detergents               | (2.85) | Car insurances           | (3.18) |
| 16   | Car insurances           | (2.80) | Department stores        | (2.91) | Department stores        | (2.92) | Leisurewear              | (2.72) | Bank accounts            | (3.13) |
| 17   | Headache tablets         | (2.75) | Leisurewear              | (2.73) | Headache tablets         | (2.66) | Drug stores              | (2.56) | Paper tissues            | (3.13) |
| 18   | Drug stores              | (2.58) | Detergents               | (2.65) | Leisurewear              | (2.58) | Headache tablets         | (2.51) | Department stores        | (2.92) |
| 19   | Leisurewear              | (2.47) | Drug stores              | (2.49) | Drug stores              | (2.43) | Car insurances           | (2.49) | Drug stores              | (2.90) |
| 20   | Paper tissues            | (1.89) | Paper tissues            | (2.21) | Paper tissues            | (1.81) | Paper tissues            | (2.24) | Leisurewear              | (2.71) |

differences between different countries.

The focus is not on the individual brand name, but on the product category, such as pocket packets of tissues, cars or cigarettes. The study concentrated on whether the seal of quality brand name products itself is decisive for the decision to buy something rather than on which brand names consumers would buy. It is assumed that consumers buy brand name products for two main reasons: to avoid risks with regard to quality and to present themselves in a certain way. At least 5,700 consumers were asked how important a brand name is for the decision to buy something in 20 product categories.

For the sake of comparison, product categories in Great Britain, France, Japan, Spain and the USA were taken into consideration. The findings show that the countries are similar. "The stability at the higher end of the scale was especially surprising for the importance of brand names. For the categories 'medium sized cars' and 'cigarettes' the significance of brand names is very strong in all countries,"

says Völckner. Bottom of the ranking was pocket tissues: tear resistance, fuzz factor and softness – all of these were ignored by the consumer. The brand did not matter to the consumer.

There are, however, differences: in the mid range of brand relevance the countries differ greatly, for example, in the case of headache tablets. "It was noticeable that in the USA we could observe that brand names have a tendency to have more significance," says Franziska Völckner in describing the findings. "One reason for this is certainly that marketing, and therefore the brand name culture, originate from the USA."

#### The Name is also a central Element of Brand Management

The Cologne marketing expert undertook the study in cooperation with a consultancy; the findings are very interesting for the practice. "The differences between the countries could influence how companies plan their budget for the different coun-

tries," says Völckner. At the same time the budget for brand management for a country could be reorganized – a refocusing of the palette of products would be conceivable.

In addition to this, the study has implications for the evaluation of brand names, because the importance of brands as a criterion for the decision to buy a product contributes to the financial value of a brand name. The findings from this first part of Völckner's research improve the chances for companies to work the market better. One of the next parts of the research – the naming of brands – shows how risks in the market can be analysed better. Decision makers should think about the following: if it is a given that the seal of quality of the brand is important for the consumer, which name should it have?

Völckner describes the name of the brand as a central element of brand management. For a concrete product to be bought, from the perspective of brand management it needs to have a succinct name that is easy to pronounce. Above all,



it should suit the use of the product.

If the brand is to be launched in another country, there is always the risk that the name has a totally different and often embarrassing meaning, like in the case of the Fiat Uno: 'uuno' is the Finnish for 'idiot'. "The basic rule of naming brands is that native speakers need to be involved," explains Völckner. "This is a rule that is often ignored unfortunately."

### **Foreign Branding: positive Associations with foreign countries strengthens the Incentive to buy**

Daily life led the academic to her current research question. She observed that companies give their products names that sound foreign: like, for example, the beers that are mixed with Tequila that have names that sound Mexican but that are actually French, or American ice cream brands that have names that sound Danish or Dutch – "dairy products with quality from connoisseurs", which is the desired association. So-called 'foreign branding' should evoke positive associations with the corresponding country for the consumer. Franziska Völckner has researched this looking at trends and has discovered approaches for management which are decisive for this type of product naming: "An important influential factor is the type of product, that is, whether it is a hedonistic or more useful product – the name should suit the product," she says. The launching company of a hedonistic, or lifestyle product, like, for example, an expensive watch would be well advised to give it a French name, for example. In the study, the fictive watch make Croixbergière was presented to test persons who associated the name with "savoir vivre", enjoyments and lust for life. In reality, this name raised the probability of this watch being bought. It would be a lot different if the fictive brand had the name "Kreuzberger": the test persons hesitated with this name.

Völckner explains: "The French name ensures that the pleasure orientated characteristics of the product are underlined and more concretely perceived." This makes buying the watch more justifiable. "In the case of utilitarian products, on

the other hand, a German name is often positive." With a sporty watch, the brand name "Kreuzberger" is more popular as the consumer associates functionality and reliable quality with the language – characteristics that one expects from a useful product.

"With this knowledge, foreign branding does not seem so complicated. Our study also proved that it can be problematic if the information about the country where the product was made does not match the name from the perspective of the customer," says Völckner. If a product has a French name and is made in an emerging nation, the probability of this product being bought diminishes straight away because the consumer senses the discrepancy. In the lifestyle category, this effect is even more obvious because conviction and justification are even more important here. It is better to refrain from foreign branding for these kinds of hedonistic products in this situation.

### **Brand Management as an Investment**

With these research findings, Franziska Völckner is contributing towards making the 'invisible hand' of the market visible. The objective is to use the findings for brand management. However, what can these types of analyses contribute during financial crises? "The results are valuable help for making decisions especially when the budget is tight. The study examined and discovered the success factors of marketing strategies. In an ideal situation companies could be more targeted with the planning of how they distribute their budget and avoid risks."

A decision for the producers of pocket tissues, for example, could be to concentrate investing in the brand name in the USA where brand names are still more important for consumers.

An important aspect of the work of Franziska Völckner is the exchange between academia and practice, one of the fundamental objectives of the research undertaken in the Wissenschaftliches Zentrum für Markenmanagement und Marketing e. V. (Economic Centre for Brand Management and Marketing) located in

her institute. Völckner's themes do not only come from collaborations or observing new products, but also from going shopping with her eyes open.

The studies are ultimately very important for the role of marketing itself. Marketing departments are under increased pressure to justify decisions economically especially in times of crises. Suggestions and results have to be calculable. "My research should help to make marketing more measurable on a wider information basis. In this way it can carry out discussions with other departments on the same level." Völckner not only proves that marketing has economical consequences, but also opens with the study strategic recommendations. "It is dangerous if marketing is considered the deliverer of empty catch phrases and dismissed as superfluous. Brand management in particular must always be considered an investment," says Völckner.

## Welchen Einfluss hat die Kultur auf die Selbst- und Fremdwahrnehmung?

What influence has culture on self-perception and our perception of others?

Department für  
Psychologie  
Department of  
Psychology



Körpersprache, Mimik und Gestik von Gesprächspartnern könnten die interkulturelle Kommunikation stärker beeinflussen als bislang angenommen.

Das vermutet Prof. Dr. Gary Bente vom Department für Psychologie der Universität zu Köln. Gemeinsam mit dem Neurologen Prof. Dr. Kai Vogeley und dem Bochumer Philosophieprofessor Dr. Albert Newen untersucht der Kölner Wissenschaftler, auf welchen psychologischen und neurobiologischen Grundlagen die menschliche Fähigkeit beruht, andere zu verstehen und soziales Verhalten anzupassen, und welchen Einfluss die Kultur auf die Selbst- und Fremdwahrnehmung hat. Das Projekt wird von der Volkswagenstiftung für drei Jahre gefördert.

Mit einem interdisziplinären Ansatz wollen die Forscher herausfinden, inwieweit Missverständnisse aus nonverbaler Kommunikation resultieren – nicht die Sprache oder das Erscheinungsbild des Gegenübers, sondern vielmehr sozial-kognitive Prozesse und die oft unbewusste Verarbeitung von Körpersprache könnten unsere Gefühle gegenüber Mitmenschen prägen. In Kooperation mit der University of California in Santa Barbara und der American University im Emirat Sharjah sollten in einem Vorläuferprojekt deutsche, amerikanische und arabische Probanden das Verhalten von Mitmenschen anhand von Computermodellen beurteilen.

Dabei sind Kommunikationssituationen von Amerikanern, Arabern und Deutschen in 3D-Modellen dargestellt. So konnten die Probanden das Verhalten der Men-

schen frei von deren äußerem Erscheinungsbild einschätzen – nur Gestik und Körperbewegungen waren zu sehen, Vorurteile aufgrund des Erscheinungsbildes wurden ausgeschaltet. In diesem Projekt mit mehr als 500 Probanden hat Bente herausgefunden, dass Deutsche, Amerikaner und Araber unabhängig von ihrer Herkunft das Dominanzverhalten Dritter sehr ähnlich erleben, während sie die Sympathie dieser Personen unterschiedlich einschätzen: eine mögliche Basis für interkulturelle Konflikte. Während Amerikaner dominantes Auftreten des Gegenübers eher sympathisch fanden, war dies bei Arabern umgekehrt. Bei den Deutschen war das Ergebnis weniger eindeutig: Sie fanden Dominanz teils sympathisch, teils unsympathisch.

Die bisherigen Ergebnisse gaben den Forschern Anlass, das Projekt zu erweitern. Fest steht: Die nonverbale Kommunikation hat einen starken Einfluss auf die soziale Eindrucksbildung und die Gefühle von interagierenden Menschen. Wie stark dieser Einfluss ist und welche Rolle dabei Kulturunterschiede spielen, wird in spätestens zwei Jahren klarer sein, wenn das Forschungsprojekt abgeschlossen ist.



*Body language, facial expression and the gestures of interlocutors may influence intercultural communication more than has been assumed up until now. This is a theory of Prof. Dr. Gary Bente from the Department for Psychology of the University of Cologne theorises, who is examining the psychological and neurobiological basis of the human ability to understand others and to adapt to social behaviour as well as the influence*

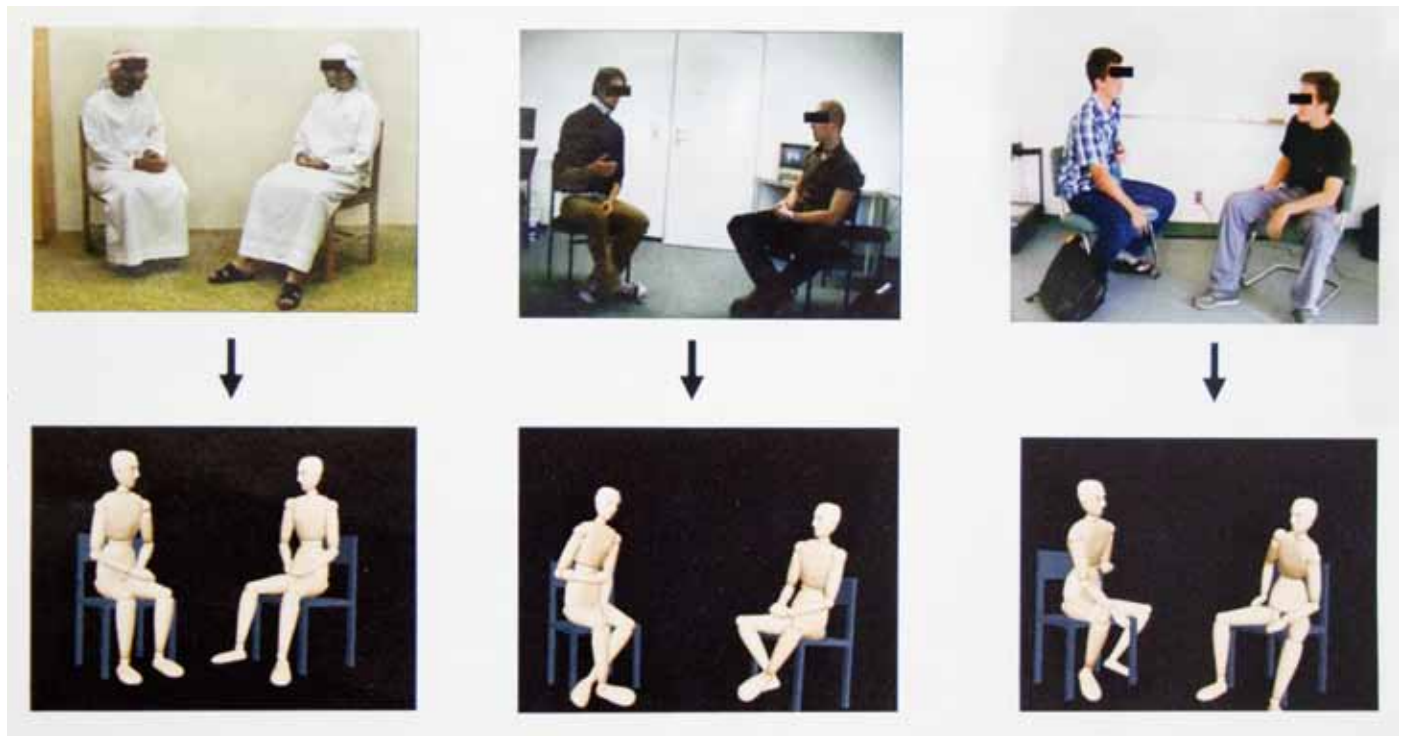
*culture has on self-perception and the perception of others. The Volkswagenstiftung will fund the project for three years.*

*Taking a interdisciplinary approach the researchers wish to find out to what extent misunderstandings are the result of non-verbal communication – it is not the language or appearance of the other, but rather the social cognitive processes and the often subconscious processing of body language that may influence our feelings about other people. In cooperation with the University of California in Santa Barbara and the American University in the Emirate Sharjah, German, Arab and American test persons assessed the behaviour of others using computer models in the initial stage of the project.*

*Communication situations involving Americans, Arabs and Germans were shown using 3-D models. This was done so that the test persons could evaluate the behaviour of the people without taking their appearance into account – only gestures and body movement were visible. This meant that prejudice based on appearance was no longer a factor. In the project that involved over 500 test persons Bente discovered that Germans, Americans and Arabs all experience dominant behaviour similarly while sympathy was judged differently: this represents a possibility for intercultural conflicts. While Americans were more likely to find dominant behaviour likeable, the opposite was the case for Arabs. In the case of the Germans the results were less clear: they sometimes found dominant behaviour congenial and sometimes did not.*

*The findings so far have given the researchers reason to take the project even*





*further. It has been determined that non-verbal communication has a strong influence on making impressions socially and the feelings of interacting parties. How strong this influence is and which role the cultural differences play will be clearer in two years at the latest when the project is finished.*

Die Wissenschaftler untersuchen anhand von Avataren, wie nonverbale Kommunikation zu Missverständnissen führen kann.

*Using avatars, scientists examined how non-verbal communication can lead to misunderstandings.*

## Leuchterscheinungen in der Atmosphäre Luminous Volcanoes

Institut für Geophysik  
und Meteorologie  
Institute for Geophysics  
and Meteorology

In der Arbeitsgruppe „Weltraumgeophysik“ am Institut für Geophysik und Meteorologie der

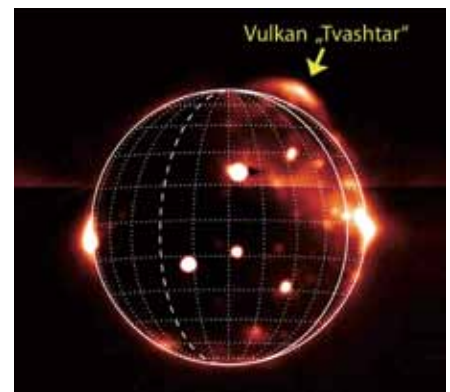
Universität zu Köln werden verschiedene Phänomene des Sonnensystems untersucht. Das Team um Prof. Joachim Saur ist an Beoberkungskampagnen beteiligt, bei denen Leuchterscheinungen aus der Atmosphäre von Monden des Planeten Jupiter beobachtet werden. Dieses Leuchten bezeichnet man als Aurora. Man kann es mit den Polarlichtern der Erde vergleichen, die beim Auftreffen geladener Teilchen auf die Erdatmosphäre in den Polarregionen hervorgerufen werden.

Solche Auroraerscheinungen treten beispielsweise beim Jupitermond Io auf. Io ist der vulkanisch aktivste Körper in unserem Sonnensystem. Mehr als hundert Vulkane speien eine Mischung aus Schwefeldioxid, Staub und anderen Gasen aus. Einer dieser Vulkane ist der Supervulkan Tvashtar. Der riesige Vulkan nahe dem Nordpol Io wurde vor elf Jahren entdeckt. Er ist einer der aktivsten Vulkane des Jupitermondes: Seine Rauchsäule ragt rund 350 Kilometer in die Höhe und erstreckt sich 1100 Kilometer in die Breite – die wahrscheinlich größte bisher beobachtete Vulkanfontäne unseres Sonnensystems. Seine gewaltige Kraft wird durch einen Vergleich deutlich: Befände sich der Vulkan in der Mitte Deutschlands, würde die Rauchsäule bei einem Vulkanausbruch das ganze Land mit Gas und Staub überziehen. Wieviel Gas Tvashtar tatsächlich auswirft, war jedoch bislang nicht bekannt. Lorenz Roth, Doktorand in der Arbeitsgruppe von Prof.

Saur, gelang es mittels Modellrechnungen die Entstehung der Leuchterscheinungen zu simulieren und so zum ersten Mal die Dichte und somit den Gasgehalt des Vulkans zu bestimmen. Welche Rolle die Vulkane bei der Entstehung der Atmosphäre einnehmen, ist eine viel diskutierte Frage. Die Bestimmung des Gasgehalts von Tvashtar kann hier zum besseren Verständnis von Io's Atmosphäre beitragen.

*The research group "Space Physics" at the Institute of Geophysics and Meteorology of the University of Cologne examine different phenomena of the solar system. Prof. Joachim Saur's team is participating in an observation campaign in which meteoroids from the atmospheres from the moons of the planet Jupiter are being observed. These luminaries are termed aurora. One can compare them with the northern lights, which are caused by the interaction of charged particles with the upper atmosphere in the Polar Regions.*

*These types of aurora can be also observed at the Jupiter moon Io. Io is the most active volcanic body in our solar system. More than one hundred volcanoes spit out a mixture of Sulphur dioxide, dust and other gases. One of these volcanoes is the super volcano Tvashtar. This huge volcano, close to Io's north pole, was discovered eleven years ago. It is the most active volcano of the Jupiter moon: its columns of smoke are as high as 350 meters and as wide as 1,100 kilometres – the largest known volcano fountain of the solar system. Its force can be made clear through a comparison: if the volcano were in Germany and it erupted, its columns of smoke would cover the whole land with gas and dust. The amount of gas*



Beobachtungen der Raumsonde New Horizons haben spektakuläre Details der Atmosphäre Io offenbart. Die Abbildung zeigt eine Aufnahme von Io's Aurora während einer Io-Finsternis, zu der sich Io im Kernschatten Jupiters befindet. Nahe dem Nordpol ist die leuchtende Fontäne des Vulkans Tvashtar zu erkennen.

*Observations of the space probe New Horizons have revealed spectacular details about the atmosphere. The image shows Io's aurora while a Io eclipse, which shows Io in the umbra of Jupiter. The luminous fountain of the volcano Tvashtar can be seen close to Io's north pole.*

*Tvashtar actually releases was not known for a long time. Lorenz Roth, PhD student in Prof. Saur's research group was able to ascertain the density and therefore gas content of the volcano using model calculations to simulate meteoroids. The role of the volcanoes in the creation of the atmosphere is a topic often in discussion. Ascertaining the gas content of Tvashtar can contribute to a better understanding of Io's atmosphere.*

# Gemeinschaftswohnprojekte unter der Lupe

## Taking a closer look at Communal Living Projects

☙ Sie gelten als Rezept, um den demografischen Wandel abzumildern, Presse und Öffentlichkeit loben sie als innovative Idee in einem alternden Land: gemeinschaftliche Wohnprojekte. Ist das Konzept erfolgreich oder nicht? Wissenschaftlich fundierte Antworten gibt es bislang kaum.

In gemeinschaftlichen Wohnprojekten schließen sich Personen oder Familien aus unterschiedlichen Milieus und Generationen zusammen, um ein Haus oder mehrere Häuser gemeinsam zu entwickeln, zu bewohnen und zu verwalten. Solche Projekte untersuchen derzeit Prof. Dr. Michael Wagner und seine Mitarbeiterin Christine Gierse vom Forschungsinstitut für Soziologie der Universität zu Köln. Die Fritz Thyssen Stiftung unterstützt die Arbeit der Wissenschaftler. Obwohl sie seit einigen Jahren vermehrt geplant und gebaut werden, sind solche Wohnformen noch weitgehend unerforscht. Mit dem Projekt „Soziale Integration und soziale Netzwerke in gemeinschaftlichen Wohnprojekten in Nordrhein-Westfalen“ soll sich das ändern. Ziel des Projekts ist es, Art und Ausmaß der Integration der Bewohner in ihre Wohngruppe zu bestimmen. Soziale Integration messen sie dabei in zwei Dimensionen: Eine affektive (emotional enge Beziehungen) und eine funktionale (soziale Unterstützung).

Für ihre Analyse haben die Wissenschaftler in sieben gemeinschaftlichen Wohnprojekten in NRW zwischen April und Oktober 2010 Daten erhoben. 220 Bewohner nahmen an der schriftlichen Befragung teil.

Frauen sind stets überrepräsentiert – sie machen zwischen 60 und 74 Prozent der Bewohner aus. Im Schnitt haben mehr als zwei Drittel der Bewohner Abitur. Dieser

Anteil liegt im Land NRW mit 26 Prozent deutlich darunter. In den Ergebnissen spiegelt sich auch ein allgemeines Problem von Gemeinschaftswohnprojekten: Familien mit minderjährigen Kindern sind nicht häufig vertreten, was der Idee generationenübergreifender Wohnformen widerspricht.

Wenn es um das Zusammenleben geht, schätzen die Bewohner aller Projekte besonders einen zentralen Vorteil: Man ist selten allein. „Zwanglose Treffen und Aktivitäten mit einzelnen Personen aus der Gruppe“ sind in allen Wohnprojekten sehr wichtig. Vereinzelt entstehen auch enge, vertrauensvolle Beziehungen. Im Umkehrschluss stört vereinzelt das „Reinreden ins Private“ oder das manchmal zu enge Miteinander.

Weitere Aspekte sind von Interesse: Entstehen emotional enge Beziehungen aufgrund der räumlichen Nähe oder aufgrund ähnlicher Merkmale der Bewohner? Sind Frauen stärker in die Gruppe eingebunden als Männer? Rentner und Arbeitslose stärker als Erwerbstätige? Auf diese und weitere Fragen nach dem Integrationsgrad soll das Forschungsprojekt Antworten geben. Am Ende wird eine quantitative Studie stehen, mit der man womöglich den Erfolg oder Misserfolg gemeinschaftlicher Wohnprojekte besser bewerten und vorhersagen kann als zuvor.

☙ *Communal living projects are considered a good way to deal with demographic change; the press and public praise them for being an innovative concept for an ageing country. However, are they really a successful concept? There are very few academically substantiated answers to this question.*

*In communal living projects, people and*

*families from different milieus and generations join forces to develop, inhabit and manage a house or houses. Prof. Dr.*

*Michael Wagner and Christine Gierse, research assistant, from the Forschungsinstitut für Soziologie (Research Institute for Sociology) of the University of Cologne are currently examining them; the Fritz Thyssen Foundation is supporting the study. Although an increasing amount of these projects have been planned and built for a few years now, not much research has been done on them. The purpose of the project: "Soziale Integration und soziale Netzwerke in gemeinschaftlichen Wohnprojekten in Nordrhein-Westfalen (Social integration and social networks in communal living Projects in North Rhine-Westphalia)" is to change this. The project's objective is to ascertain the type and extent of the integration of the residents into their groups. For this they are measuring two dimensions of social integration: the affective dimension (emotionally close relationships) and the functional dimension (social support).*

*For their analysis the academics gathered data from seven communal living projects in NRW for the period between April and October 2010. 220 people living in the communities took part in a written survey. Women were always overrepresented – they make up between 60 and 74% of the residents. More than two thirds of the residents on average have completed their A levels. This is considerably more than the average for the state of NRW, which is 26%. The findings also reflect a general problem with communal living projects: families with*

Forschungsinstitut  
für Soziologie  
Research Institute  
for Sociology

## Wann lohnt sich Sex? Biologen gehen dem Nutzen sexueller Fortpflanzung auf den Grund

### When is Sex worth it? Biologists are examining the Benefits of sexual Reproduction

young children are not well represented, which contradicts the cross-generational concept of the communities.

*The residents value one aspect of living together, that is, one is seldom alone. "Meeting informally with other individuals from the group" are important in all living projects. In individual cases there are also close, trusting relationships.*

*Conversely, some were bothered by other people's interference into their private life or a lack of privacy. The researchers will also be looking at questions such as: Do emotionally close relationships occur due to the fact that the people live so close to one another or because they have similar characteristics? Are women more integrated into the groups than men? Are pensioners and unemployed persons more integrated than those who work? The research project should be able to answer these questions and further questions on the degree of integration of the members of the communities. The project will result in a quantitative study based on which it should be easier to evaluate and predict the success or failure of the communal living projects.*

Institut für Zoologie  
Institute for Zoology

Warum hat die Natur den Sex erfunden? Eine Frage, die Evolutionsbiologen umtreibt, denn Sex

bringt einige Nachteile für das Individuum: Bei optimaler Anpassung an die Umwelt ist das Mischen von Genen durch sexuelle Fortpflanzung nämlich von Nachteil, weil unangepasste Gene dazukommen können. Sexuelle Fortpflanzung wird noch kostspieliger, wenn Männchen außer „Genen“ keinen Beitrag zur Aufzucht des Nachwuchses leisten. Außerdem birgt Sex das Risiko, sich mit sexuell übertragbaren Krankheiten anzustecken oder bei der Paarung einem Räuber zum Opfer zu fallen. Bei all diesen Kosten des Sex: Weshalb gibt es ihn? Lutz Becks vom Institut für Zoologie der Universität zu Köln ist zusammen mit Professor Aneil Agrawal an der Universität Toronto dieser Frage nachgegangen. Die Antwort der Wissenschaftler in der Zeitschrift *Nature* lautet: Sex lohnt sich, wenn Lebewesen in einer wechselhaften Umwelt leben, an die sie schlecht angepasst sind.

Ziel der Wissenschaftler war es, eine der Theorien zur Evolution der sexuellen Fortpflanzung experimentell auf den Prüfstand zu stellen. Diese Theorie besagt, dass Sex sich eher entwickelt, wenn sich eine Spezies in einer heterogenen Umwelt mit räumlich diversifizierten Lebensbedingungen befindet. Dafür beobachteten die Wissenschaftler das Fortpflanzungsverhalten von *Brachionus calyciflorus*, einem sogenannten monogononten Rädertierchen. Interessant ist die Spezies für die Biologen als Modellorganismus, weil sie die Qual

der Wahl hat: sexuelle oder asexuelle Fortpflanzung. Das Rädertier-System erlaubt es den Wissenschaftlern, über viele Generationen hinweg zu verfolgen, wie die „Sexrate“, beziehungsweise die Investition in sexuelle Fortpflanzung, evolviert. Auf diese Weise können einige der zahlreichen Hypothesen zur Evolution von Sex getestet werden.

Die Wissenschaftler verglichen dafür zwei Populationen: eine unter gleichbleibenden Umweltbedingungen, eine unter wechselnden. Das Ergebnis der Beobachtungen war eindeutig: Bei homogenen Umweltbedingungen zeigten die Probanden wenig Neigung zur geschlechtlichen Fortpflanzung. Gerade einmal sieben Prozent der Eier wurden bei homogener Umwelt geschlechtlich gezeugt. Anders sah die Situation in einer wechselnden Umgebung aus. Hier fanden die Forscher mehr als doppelt so viele befruchtete Eier. Die Zahl der geschlechtlichen Fortpflanzung sank hier nur leicht, stieg in einem zweiten Teil des Experiments sogar wieder an. Die Biologen sehen die heterogenen Umweltbedingungen als einen der Auslöser sexueller Fortpflanzung an.

Hier kann der Nutzen des Sex die Kosten überwiegen: Sex ist dann von Vorteil, weil es hilft, die schlechten Genkombinationen, die eine Spezies mitbringt, schneller loszuwerden. Der sexuell produzierte Nachwuchs bekommt einen halben Satz der Gene von den Individuen, die an diese Bedingungen schon angepasst sind.



Why did nature invent sex? This is a question that evolutionary biologists are very interested in as sex does have certain disadvantages for the individual. The mixing of genes through sexual reproduction can be disadvantageous because maladjusted genes can be added to the mixture even in optimal circumstances. Sexual reproduction is even more costly when males do not contribute to the breeding of offspring except for the genes. Further costs are the increased risk of contracting a sexually transmitted disease or falling prey to a predator during pairing. With all the costs involved: Why does sex exist? Lutz Becks from the Institut für Zoologie of the University of Cologne and Professor Aneil Agrawal of the University of Toronto have looked into this. The scientists' published their answer in the journal *Nature*: sex evolves where populations live in heterogeneous environments to which they are maladjusted.

The scientists' objective was to examine a theory of the evolution of sexual reproduction. According to the theory, sex evolves when a species inhabits a spatially heterogeneous environment. For this the scientists observed the reproductive behaviour of *Brachionus calyciflorus*, a rotifer. This species is interesting as it is spoilt for choice: it is capable of both sexual and asexual reproduction. The rotifer system enables scientists to observe how the 'sexrate' or the investment in sexual reproduction evolves over many generations. In this manner, some of the many hypotheses on the evolution of sex could be examined. The scientists compared two populations: one in a homogeneous environment and one in a heterogeneous

environment. The findings of the observations were unequivocal: in homogeneous environmental conditions the rotifers were less inclined to sexually reproduce. Only 7% of the eggs were fertilised in the homogeneous environment. The situation in the heterogeneous environment contrasted greatly: the researchers observed twice as many inseminated eggs there. The amount of sexual reproduction decreased minimally only in this environment and even increased again in another part of the experiment. The biologists see the heterogeneous environmental conditions as the trigger for sexual reproduction. Here the benefits of sex outweigh the costs: sex is advantageous because it helps dispose of bad genetic combinations quicker. Sexually reproduced offspring only receive half of the genetic makeup of the individuals, who are already adjusted to these conditions.



## Kartografie des Gefühlswortschatzes Cartography of Vocabulary of Emotions

Romanisches Seminar  
Romance Studies  
Seminar

Mit dem Projekt „EMOLEX – Der Wortschatz der Gefühlsbezeichnungen in fünf europäischen Sprachen:

Semantik, Syntax und Diskurs“ untersuchen Kölner Romanisten derzeit die Verwendung und die Wortverbindungen von Gefühlsbezeichnungen im Französischen, Deutschen, Spanischen, Englischen und Russischen. Die Grundlage dafür bilden umfangreiche presse- und literatursprachliche Textsammlungen (Korpora). Dabei kooperiert das Romanische Seminar der Universität zu Köln mit dem Institut für Anglistik und Amerikanistik der Universität Osnabrück und dem Laboratoire LIDILEM der Université Stendal – Grenoble 3.

Die Wissenschaftler um den Kölner Romanistik-Professor Dr. Peter Blumenthal wollen dabei eine Kartografie des Gefühlswortschatzes erstellen, um neue Anwendungen in Fremdsprachendidaktik, Lexikographie und Computerlinguistik zu entwickeln. Im computerlinguistischen Bereich erweitern sie mit dem Projekt vorhandene Software zur Abfrage von Frequenzen und syntaktischen Strukturen in großen mehrsprachigen Korpora. Im Sinne der Forschungsfragen soll auch neue Software entstehen – mit dem Projekt könnten Fortschritte in der Entwicklung von Diktier- oder Übersetzungsprogrammen verbunden sein.

Außerdem wollen die Forscher didaktische Materialien entwickeln, um das Lehren und Lernen bevorzugter lexikalischer Verbindungen in den verschiedenen Sprachen zu verbessern. Ein Beispiel: Im Deutschen ist man rot vor Wut, im Englischen

red with rage und im Französisch rouge de colère – in allen drei Sprachen ist „rot“ häufig mit „Wut“ verbunden. Damit wollen die Wissenschaftler die systematische Verwendung solcher Ausdrücke in der schriftlichen und mündlichen Textproduktion fördern. Desweiteren könnten Wortzusammenhänge in Wörterbüchern in einem deutlich größeren Kontext dargestellt werden.

Das Projekt wurde in das deutsch-französische „Förderprogramm in den Geistes- und Sozialwissenschaften“ aufgenommen, das die Deutsche Forschungsgemeinschaft und das französische Pendant „Agence Nationale de la Recherche“ tragen. Die Wissenschaftler bündeln mit dem Projekt ihre Kompetenzen aus den Bereichen der Sprachwissenschaft, der Fremdsprachendidaktik und der Computerlinguistik – eine gelungene Symbiose von Grundlagen- und angewandter Forschung.

With the project “EMOLEX – Der Wortschatz der Gefühlsbezeichnungen in fünf europäischen Sprachen: Semantik, Syntax und Diskurs (The vocabulary of emotion in five European languages: semantics, syntax and discourse)” Cologne academics of Romance languages are examining the application of and word association with emotions in French, German, Spanish, English and Russian. The project is examining collections of media and literature texts (corpora). The Romanische Seminar (Department of Romance Languages) of the University of Cologne is cooperating with the Institute of English and American Studies of the University of Osnabrück and the Laboratoire LIDILEM of

the Université Stendal – Grenoble 3 for the project. The academics working with Peter Blumenthal, Cologne professor of the Romance languages, plan to create a map of emotional vocabulary in order to develop new applications in second language acquisition pedagogy, lexicography and computer linguistics. In the area of computer linguistics they are expanding existing software for searching for frequency and syntactic structure in large multilingual corpora. New software is also to be created for research questions – the project could mean advances for the development of dictation and translation programs.

In addition to this, the researchers also want to develop didactic materials to improve the learning and the studying of preferred lexical associations between the different languages. An example is the German phrase: rot vor Wut, which in English is red with rage and in French rouge de colère – red is associated with rage in all three languages. The academics want to promote systematic promotion of such expressions in written and verbal text production. Further, it will also be possible to present word correlation in dictionaries in a much larger context.

The project was accepted by the German-French “Förderprogramm in den Geistes- und Sozialwissenschaften (Funding Programme for Social Sciences and Humanities)” which is funded by the German Research Association and its French counterpart “Agence Nationale de la Recherche”. The researchers working on it are pooling their competences from the areas of linguistics, second language pedagogy and computer linguistics – a successful symbiosis of basic and applied research.



## Schuppende Haut durch fehlendes Protein

### Atopy due to missing Protein

Zentrum für Molekulare  
Medizin  
Center for Molecular  
Medicine

Die Peeling-Skin-Krankheit, eine seltene autosomal rezessive Hauterkrankung, wird offenbar durch

ein fehlendes Protein verursacht. Das ist das Ergebnis einer gemeinsamen Studie der Universitäten Köln, Münster, Berlin, Heidelberg und Kiel.

Die Wissenschaftler zeigen in der Studie, dass das Fehlen des Proteins Corneodesmosin die Ursache für die erbliche Hauterkrankung sein kann. Bei der Peeling-Skin-Krankheit löst sich die Haut wiederholt spontan und ungleichmäßig vom Körper der Betroffenen ab. Die Folge sind schwere Hautrötungen und anhaltender Juckreiz.

Mit einer genomweiten Kopplungsanalyse identifizierten die Wissenschaftler eine Mutation im Gen für Corneodesmosin. „Die Mutation führt zu einem vollständigen Ausfall des Proteins; es ist in der Körperhaut eines Betroffenen überhaupt nicht mehr vorhanden“, so Dr. Hans Christian Hennies, Forscher am Cologne Center for Genomics und am Zentrum für Molekulare Medizin der Universität zu Köln. Corneodesmosin ist ein wichtiges Binde-molekül der Oberhaut, das absterbende und abgestorbene Hautzellen aneinander bindet und molekulare Verbindungsstellen der Hornschicht (Corneodesmosomen) aufbaut. Fällt dieses Protein aus, kommt es zu einer gravierenden Störung der Hautstruktur.

Ohne das Protein Corneodesmosin treten Barriestörungen der Oberhaut auf, wie die Forscher in Versuchen an künstlichen Hautmodellen zeigen konnten. Erreger können leichter in die Haut ein-

dringen, was die Ursache für allergische Krankheiten sein kann.

Die Peeling-Skin-Krankheit ist nach der Verhornungsstörung Ichthyosis vulgaris ein weiteres Beispiel für Funktionsstörungen der Haut bei allergischen Krankheiten. Das Ergebnis der Studie könnte ein Schlüssel für neue therapeutische Entwicklungen sein. Bis vor kurzem waren sich Wissenschaftler nicht sicher, welche Rolle Hautbarriestörungen bei verschiedenen Allergien spielen. Nun forschen die Kölner Wissenschaftler daran, wie die Hautbarriere für eine gesunde Oberhaut mithilfe von Medikamenten wiederhergestellt werden kann.

*A missing protein causes the “Peeling Skin Syndrome,” a rare inherited autosomal skin disease. This is the result of a study conducted by scientists from the universities of Cologne, Münster, Berlin, Heidelberg and Kiel.*

*The scientists have shown in their findings that the hereditary disease can occur when the protein Corneodesmosin is lacking. The skin of the affected peels off their bodies. This results an extreme reddening of the skin and continual itching.*

*Using a genome-wide linkage analysis, the researchers identified a mutation in the gene for Corneodesmosin. “The mutation causes a complete deficiency of the protein; the affected do not have this protein in their skin at all,” says Dr. Hans Christian Hennies, researcher at the Cologne Center for Genomics and Center for Molecular Medicine University of Cologne.*

*Corneodesmosin is an important adhesion molecule of the epidermis, which binds dying and dead skin cells to one*

*another and forms molecular junctures of the Corneodesmosomen. If this protein is missing, there is a serious dysfunction of the skins’ structure.*

*Using artificial skin models, the researchers showed that a lack of corneodesmos causes an epidermal barrier defect. Pathogens can then enter the skin easier and cause allergic illnesses.*

*Peeling Skin Syndrome is, after the cornification disease ichthyosis vulgaris, a new example demonstrating skin dysfunctions in allergic illnesses. The findings of the research could be the key to new treatments. Up until recently researchers were not certain which role atopic diseases played in the different allergies. How the epidermis can be restored with medicine is being investigated by Cologne scientists and their colleagues elsewhere.*



# Flughafeninfrastruktur als staatsnahe Aufgabe?

## Airport Infrastructure: a semi-state Issue?

Durch die Beihilfenkontrolle der Europäischen Kommission wird die Souveränität der Mitgliedsstaaten in der Wirtschafts- und Steuerpolitik so stark berührt wie in keinem anderen Bereich des Unionsrechts. Dabei lässt sich beobachten, dass die Kommission ihre Kompetenz mehr und mehr auch auf solche Gebiete ausweitet, die bislang der autonomen Verfügungsgewalt der Mitgliedstaaten vorbehalten schienen. Dies gilt beispielsweise für Beihilfen, die für Infrastrukturprojekte regionaler Verkehrsflughäfen gewährt werden.

So wurde noch in der Mitteilung der europäischen Kommission aus dem Jahr 1994 der Bau- und Ausbau von Flughafeninfrastrukturanlagen als regional-, wirtschafts- oder infrastrukturpolitische Maßnahme der Beihilfenkontrolle entzogen. In den Leitlinien von 2005 wird die Beihilfenkontrolle nun auch auf diesen Bereich ausgeweitet.

Jedoch haben überall in der Union unterstaatliche Verwaltungseinheiten – wie in Deutschland die Bundesländer, Städte und Gemeinden – ein großes Interesse daran, die Flughafeninfrastruktur als Motor regionaler Entwicklung finanziell zu fördern. Darüber hinaus gehört es auch zu den Aufgaben der öffentlichen Daseinsvorsorge, die Bereitstellung ausreichender Luftverkehrsinfrastruktur im Interesse der Allgemeinheit zu gewährleisten.

Professor Dr. Stephan Hobe, Direktor des Instituts für Luft- und Weltraumrecht, und Angela Seidenspinner, wissenschaftliche Mitarbeiterin, entwickelten in einer Studie im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Flughäfen einen Lösungsansatz für den Konflikt zwischen dem europäischen Beihilfenrecht und dem mitgliedstaatlichen Interesse an einer autonomen Raumordnung, der Förderung der regionalen Entwicklung und nicht zuletzt der Gewährleistung öffentlicher Daseinsvorsorge.

Eine Lösung könnte durch einen „dritten Weg“ realisiert werden, in dem die Errichtung der Flughafeninfrastruktur als weder wirtschaftliche noch hoheitliche, sondern lediglich „staatsnahe“ Aufgabe aus dem Beihilfenbegriff ausgeklammert wird.

*The sovereignty of the member states is more affected with regard to economic and fiscal policies than any other aspect of the Union's law due to the European Commission's monitoring of state aid. Here it can be observed that the commission is increasingly extending their competences to areas that have always been at the autonomous power of disposal of the member states. This is true, for example, in the case of state aid for infra-*

*structure projects for regional airports.*

*In the report of the European Commission from the year 1994 building and development of airport infrastructure as a regional, economic or infrastructural-political measure of aid was withdrawn. In the guidelines from 2005 this area was then included in the European Commission's monitoring of state aid. However, the states of the EU have different administrative units – in Germany, for example, there are federal states, towns and municipalities – and therefore much interest in furthering airports as a motor of regional development. In addition to this, it is one of the duties of the public services of general interest to provide sufficient infrastructure for air transport for the public.*

*Professor Stephan Hobe, director of the Institute of Air and Space Law of the University of Cologne and Angela Seidenspinner, research assistant, are developing in a study on behalf of the Arbeitsgemeinschaft Deutscher Flughäfen (Association of German Airports) approaches for solving the conflict between the European State Aid Law and the member states' interest in autonomous control of the space planning of German airports, the promotion of regional development as well as the provision of public services of general interest.*

*A solution may be possible by going an "alternative route", that is, by making airport infrastructure a semi-state responsibility as opposed to an economic or sovereign one and therefore removing it from the area of aid.*

Institut für Luft- und  
Weltraumrecht  
Institute for Air and  
Space Law



## Wissenschaft für die Praxis: Lehramtsstudium orientiert sich stärker an Praxisanforderungen

### Practical Scholarship: Educational Studies meeting the practical Demands of Teaching

Vanessa Köneke

 Ausgebrannt – jeder dritte Lehrer leidet im Laufe seiner Berufsbahn am Burn-out-Syndrom. Große Klassen, heterogene Gruppen, aufholen, was in der Familie der Schüler versäumt wurde – die Anforderungen an Lehrer sind vielfältig. Doch in der Ausbildung wird dies bislang kaum bedacht. Theorie statt Praxis lautete bisher das Motto. Doch nun soll sich einiges ändern. Das Kölner Modellkolleg Bildungswissenschaften erprobt eine neue universitäre Lehrerausbildung, die den Praxisanforderungen des Lehreralltags gerecht werden will. Die schlechten Ergebnisse bei der PISA-Studie waren nicht nur ein mangelndes Zeugnis für die Schüler, sondern auch für die Lehrer und das Ausbildungssystem. Das Schulsystem stand und steht schon lange im Fokus der öffentlichen und politischen Debatte. Doch stellt sich neben den Fragen nach Gemeinschaftsschulen und der Dauer der Grundschulzeit auch die Frage nach den Fähigkeiten der Lehrer. Bisher waren Lehrer in Deutschland weniger Pädagogen als vielmehr Mathematiker, Geschichts- oder Sprachwissenschaftler. Die Lehre konzentrierte sich bisher vor allem auf die inhaltliche Qualifikation in den einzelnen Fächern, die Pädagogik lief eher am Rande.

Doch was Lehrer brauchen, ist oft weniger das Wissen über mathematische Formeln und einwandfreie Satzkonstruktionen als vielmehr das Feingefühl, die Begabungen jedes Schülers zu fördern und mit der Gruppendynamik einer Klasse fertig zu werden.

#### Enge Kooperation mit Partnerschulen

Das Modellkolleg Bildungswissenschaften

der Humanwissenschaftlichen Fakultät will den tatsächlichen Anforderungen des Lehreralltags gerecht werden und die Pädagogik neu fokussieren. Im Vordergrund des Modellkollegs steht die Praxisorientierung, welche vor allem durch eine enge Kooperation mit 16 Partnerschulen ausgedrückt wird. Jene geben Einblicke in die wahren Probleme des Schulalltags – von Integrationsproblemen bis zum Medienoverload. Doch es geht nicht nur um eine generell stärkere Praxisorientierung, sondern vor allem um die Umstellung des Lehramtsstudiums auf die Bachelor-/Master-Studiengänge. Das Modell orientiert sich daher an den „Grundlagen und Grundsätzen der neuen Lehrerausbildung“, die 2007 vom Ministerium für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie des Landes Nordrhein-Westfalen angeraten wurden. Die Empfehlungen fußen auf einer vorherigen Expertenkommissions-Analyse der Schulsituation in NRW und auf den Anforderungen der Umstellung auf die neuen Studienformen.

Noch befindet sich das Modell mit 60 Studierenden in der Probe. Es besteht nicht aus einem fertigen Curriculum, sondern aus verschiedenen Ideen und Prinzipien, die seit 2009 gemeinsam mit allen Beteiligten ausgearbeitet werden. Mit der Umstellung auf die neue BA-MA-Lehrerausbildung ab 2011 soll das Modell zum Standard werden und dann nicht wie jetzt im Modell vier Semester dauern, sondern aus einem dreijährigen Bachelor und einem zweijährigen Master inklusive Praxissemester bestehen. Daran schließt sich ein zwölfmonatiger Vorbereitungsdienst, das Referendariat, an.

Das Modellkolleg wird mehrfach von

allen Beteiligten evaluiert: durch schriftliche Berichte und mündliche Gruppeninterviews der Studierenden und Lehrenden, durch Arbeitstagebücher und Projektdokumentationen der Studierenden und durch einen abschließenden Test für pädagogisch-psychologische Kompetenzen.

Insgesamt zwanzig Wissenschaftler sind an der Entwicklung des Bildungskollegs beteiligt. Sprecher ist Prof. Dr. Hans-Joachim Roth, der eine Professur für Erziehungswissenschaften mit dem Schwerpunkt auf interkultureller Pädagogik in Köln innehat.

#### Vier Grundprinzipien des Lernens

Die Ausbildung am Modellkolleg orientiert sich daher an den Zielen, Inhalten und Methoden: 1. Gemeinsames Lernen und gegenseitige Hilfe, 2. Eigenverantwortliches Lernen, 3. Problembasiertes, forschendes Lernen und 4. Reflexives Lernen. „Gemeinsam lernen“ bedeutet beim Modellkolleg, dass Studierende aller Schularten – Grundschule, Haupt- und Realschule, Gymnasium/Gesamtschule sowie Sonderpädagogik – gemeinsam ausgebildet werden. Vor allem im ersten Semester werden ausschließlich schulformübergreifende Inhalte gelehrt, im zweiten Semester folgen erste Differenzierungen nach Schulart und im dritten und vierten Semester – dem späteren Masterstudium – werden überwiegend schulformspezifische Inhalte thematisiert. Gemeinsam lernen bedeutet im Modellkolleg aber noch etwas anderes: Zu Fortbildungszwecken nehmen auch ausgebildete Lehrerinnen und Lehrer der Partnerschulen teil. Dies soll auch weiter so bleiben, wenn das Modell in die Regel-



form übergeht. „Eigenverantwortliches Lernen“ bedeutet für die angehenden Lehrerinnen und Lehrer des Modellkollegs Selbststudium und Lernen in der Gruppe. Von Anfang an sitzen die Studenten nicht vorrangig zusammen in Großveranstaltungen, sondern arbeiten zumeist in teambasierten Kleingruppen, die durch Tutorien inhaltlich und methodisch gestützt werden. Allerdings lernen die Studierenden am Anfang noch relativ stark im Verbund, doch im Laufe des Studiums nimmt das Verbundlernen zugunsten des Selbststudiums und der Gruppenprojekte ab.

Beim „Problembasierten und forschenden Lernen“ geht es darum, vom ersten Semester an reale Fälle aus den Partnerschulen zu analysieren und Lösungen zu überlegen. Beim forschenden Lernen schließen sich die Studierenden zu Forschungsteams zusammen und führen gemeinsam mit den Partnerschulen und den Wissenschaftlern Forschungsprojekte durch. Schule, Schulentwicklung und Forschung sollen dadurch vernetzt bleiben.

„Reflexives Lernen“ steht unter anderem dafür, sich beständig mit den Kommilitonen auszutauschen. Daher sind zwischen den Semestern Reflexionsphasen angesiedelt, in denen die Studierenden neues Wissen und Praxiserfahrungen reflektieren können.

#### **Vier Kernkompetenzen des Lehrens**

Die Orientierungsgrundlage für die neue Ausbildung am Kölner Bildungskolleg besteht jedoch nicht nur in den vier Lernzielen, sondern auch in vier von der Kultusministerkonferenz formulierten Kernkompetenzen, nämlich „erziehen“,

„beurteilen“, „unterrichten“ und „innovieren“. Auf diese vier Kompetenzen beziehen sich die Hauptmodule der Ausbildung. Sie werden in eben jener Reihenfolge studiert. In Punkto Erziehen lernen die Studierenden des Modellkollegs vor allem, dass Erziehen in keinem Vakuum sondern in einer konkreten Klasse einer Schule in einem bestimmten Stadtteil stattfindet. Die Studierenden werden daher damit konfrontiert, ihren Blick nicht auf ihren eigenen Unterricht zu beschränken, sondern stets aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen im Blick zu haben, sich mit den individuellen Biografien der Schülerinnen und Schüler vertraut zu machen und mit Eltern und Kollegen zusammenzuarbeiten. Dies soll vor allem helfen, bisher häufig benachteiligte Schülergruppen besser zu integrieren.

Die beim Thema Erziehen angesprochen Aspekte gelten natürlich auch für das Unterrichten im Allgemeinen, doch zielt diese Kernkompetenz eher darauf ab, dass Studierende lernen, ihren eigenen Unterricht stets kritisch zu betrachten, zu evaluieren und zu verbessern. Während des Studiums arbeiten sie daher unter anderem mit Videoaufzeichnungen.

Der Aspekt „beurteilen“ umfasst neben der Benotung, dass Lehrerinnen und Lehrer zunächst die Lernvoraussetzungen und -fähigkeiten ihrer Schüler erkennen lernen. Im Studium lernen die angehenden Pädagogen selbstkritisch mit ihren Beurteilungsprozessen und -kriterien umzugehen. Sie sollen erkennen, wie bei der Formation einer Beurteilung unbewusst Kognition, Emotion und soziale Gegebenheiten zusammenarbeiten. Die Kernkompetenz „innovieren“ zielt vor allem darauf ab, mit

Kollegen und anderen Mitarbeiter/innen der Schule die Unterrichts- und Personalorganisation der Schule zu verbessern. Auch hier geht es unter anderem darum, mittel- und langfristigen gesellschaftlichen Entwicklungen wie Armut und Minderheitenproblematiken zu begegnen. Praxiserfahrung erhalten die Studierenden bei derzeit an Schulen im Umkreis durchgeführten Innovationsprojekten.

#### **Unterschiedliche Kernbereiche im Bachelor und Master**

Die Module „Erziehen“, „Beurteilen“ und „Unterrichten“ stellen den Schwerpunkt des Bachelor-Studiums dar, der ebenfalls für die Arbeit in anderen Bildungseinrichtungen befähigt. „Innovieren“ kommt hier erst mal nur als Juniormodul dazu und wird dann im Masterstudiengang, der für eine Anstellung als Lehrer Voraussetzung ist, ausgiebig gelehrt.

Außerdem widmen sich die Studierenden im Bachelorstudium zwei weiteren Modulen, den „Sonderpädagogische Grundlagen“ sowie der „Sozialen Intervention und Kommunikation“, sprich der Schulsozialarbeit. Im Masterstudium folgt dann „Deutsch als Zweitsprache“. Deutsch als Zweitsprache sowie Sonderpädagogik wird für angehende Lehrerinnen und Lehrer aller Schulformen gelehrt; die Schulsozialarbeit konzentriert sich hingegen auf die Lehrämter für Haupt- Real und Gesamtschule. Mit den neuen Prinzipien und Schwerpunkten des Lehramtsstudiums schaut die Universität zu Köln gleichzeitig in die Zukunft und schreibt Geschichte. Denn bisher haben sich bundesweit nur wenige Universitäten mit speziellen For-

schungsprojekten und Einrichtungen den tatsächlichen derzeitigen Herausforderungen des Schulalltags gestellt.

 *Burn out – one teacher in three suffers from burnout syndrome during the course of their career. Big classes, heterogeneous groups, teachers having to make up for what pupils miss out on in their homes – the demands on teachers are many. However, these are not things that students studying to become teachers think about. Theory instead of practice has been the maxim up until now. The Cologne Modellkolleg Bildungswissenschaften (model programme: educational studies) is trying out a new teaching training course, which will teach the students about the practical demands of teaching. Bad results in the PISA study reflect badly not only on the pupils but also on the teachers, or at least the teaching training system and the school system has long been the subject of public debate. In addition to the question of community schools and the amount of years pupils go to primary school, teachers abilities must also be looked at. Up until now teachers were more mathematicians, historians and linguists than pedagogues. They concentrated more on the content of their qualification in the individual subjects, and pedagogy played a more marginal role. However, what teachers need is not necessarily knowledge of mathematical formulas and perfect sentence structure, but rather more sensitivity as to how to encourage the individual abilities of each pupil, and to be able to work with group dynamics of a class.*

### Close cooperation with partner schools

*The Modellkolleg Bildungswissenschaften of the Faculty of Human Sciences wants to meet the demands of teaching and to refocus pedagogy. Practice, which will be undertaken through close cooperation with 16 partner schools, is at the forefront of the programme. Each school will provide insight into the real issues in schools – from integration problems to media overload. It is, however, not only about strong*

*practice orientation, but also about the transition from the teacher training courses from the old system to the BA/MA system. The model is based on the “Grundlagen und Grundsätzen der neuen Lehrerbildung (Principles and Objectives of the new Teaching Training Programme”, which was advised upon by the Ministerium für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie (Ministry for Innovation, Science, Research and Technology) of the state of North Rhine-Westphalia in 2007. The recommendations are based on an analysis of the schools in NRW undertaken by a committee of experts and the demands of the upcoming transition to the new reforms in third level education. The model is still in the test-phase with 60 test persons currently participating. It does not have a fixed curriculum, but comprises various ideas and principles, which have been devised by the parties involved since 2009. With the transition from the old system to the BA/MA system, which is to happen in 2011, the model will become the standard. At the moment the model takes four semesters; with the introduction of the BA/MA educational studies programme there will be a three-year Bachelor and a two-year Master. The Master programme will involve a practical semester and will be followed by 12 months of working in a school to prepare the budding teachers for their careers. The programme has been evaluated many times by all the parties involved through written reports, group interviews with students, teachers and lecturers, work journals, the students’ project documentation and tests for pedagogical-psychological competence. Twenty academics in total are involved in the development of the programme. The speaker for the programme is Prof. Dr. Hans-Joachim Roth, who is a professor for Educational Studies with a focus on intercultural studies in Cologne.*

### Four principles of learning

*The training course therefore aims at applying objectives, contents and methods that can also be used by pupils. They are: 1. Studying together and helping each other; 2. Studying on one’s own initiative;*

*3. Problem based research studying and 4. Reflexive studying.*

*“Studying together” in the context of the model programme means that all students studying to become teachers for the different types of schools – primary schools, intermediate secondary schools, comprehensive secondary schools, secondary schools as well as special education schools – study together. In the first semester, students study courses relevant to all school types are taught. In the second semester, there is a differentiation according to the type of school the students are going to study in and in the third and fourth semesters, which will later be the Master programme, students mainly attend courses that are relevant to the type of school they will later teach at.*

*Studying together also means something else in the context of the model college: that is, teachers from the partner schools take part in the programme for educational purposes. This will also be the case when the model becomes established. “Studying on one’s own initiative” means for the students studying to become teachers within the framework of the model programme self-study and studying in groups. From the very start of the studies, there are no very large courses, instead, students work together in small team-based groups, which tutors support and guide with regard to method and content. At the beginning of the programme the students study together more. Later, however, during the course of the studies, this decreases and there is more self-study and group projects. In the case of “problem based and research studying”, students analyse real problems from the partner schools to consider solutions for them.*

*In the case of research studying, the students work together in research groups and carry out research projects with the partner schools. Schools, school development and research should thereby remain connected. “Reflexive studying” means, amongst others, that the students continually exchange information and experience with one another. For this purpose, reflexive phases are undertaken between semesters, in which the students reflect on*



new knowledge and experience with one another.

#### **Four central competences**

The orientation basis for the new teaching training programme at the Cologne model college are not only these four study objectives, but also four areas of competence that have been formulated by the Standing Conference of the Ministers of Education and Cultural Affairs: educate – assess – teach – innovate. The main modules of the programme are related to these. They are studied in this order, i.e. the students begin with educate and end with innovate. Regarding the term educate, the students learn that education cannot take place in a vacuum. Teachers must always take into consideration that students in real classes and schools in certain areas may be affected by certain current societal developments. The students are therefore compelled to go beyond concentrating on their own lessons and to take current social developments and to get to know their pupils' backgrounds and to work with the parent of their pupils. This should help pupils who are disadvantaged, be it because of their culture, social situation, disability or gender, to become more integrated into the system. Aspects relevant in the area of education are of course important for lessons in general, however, the aim of these key competences is that the students learn to critically consider, evaluate and improve their teaching and lessons. For this reason,

they will also work with video recording. Assess – when one reads this term, one probably thinks of grades. They are a part of it, but assessment is more than that as teachers need to identify the abilities of their pupils. During their studies the budding pedagogues learn to be critical of their assessment process and criteria. They should be able to unconsciously discern how cognition, emotion and social situation work together for assessment.

The competence innovate takes in contrast something from personal lessons and aims therefore to improve all levels of the organisation of the school with colleagues and other co-workers in the school. Here, it is again about dealing with middle and long-term social developments such as poverty and minority group problems. The students get practical insight from the innovation projects that are being undertaken in schools in the area at the moment.

#### **The different key areas in the Bachelor and Master**

The modules "educate", "assess" and "teach", which are also relevant for work in other institutes of education, are the foci of the Bachelor programme. "Innovate" will be a junior module in the Bachelor programme and extensively studied in the Master programme, which is necessary for becoming a teacher. In addition to this, the BA students take two further modules: "Sonderpädagogische Grundlagen (Principles of Special Education)" as well as

"Soziale Intervention und Kommunikation (Social Intervention and Communication)", i.e. social work in the school.

In the Master programme, the course "Deutsch als Zweitsprache (German as a second Language)" will also be taken by the students. German as a second language as well as special needs education (Sonderpädagogik) are courses that will be studied by budding teachers of all types of schools; social work in the school will be more for students studying to become teachers of secondary general schools, intermediate secondary schools and comprehensive schools. The University of Cologne is both looking to the future and writing history with the principles and foci of its new teacher-training programme. This is because up until now only very few universities in Germany have undertaken research projects which examine the current challenges of schooling.

## SFB 956: Bedingungen und Auswirkungen der Sternentstehung – Astrophysik, Instrumentierung und Labor

### CRC 956: Conditions and Impact of Star Formation – Astrophysics, Instrumentation and Laboratory Research

 Viele der Sterne, die man heute am Nachthimmel erkennt, sind vergleichbar alt wie das Universum: Sie sind vor einigen Milliarden Jahren entstanden. Doch gerade die massiveren Sterne sind sehr viel kurzlebiger und entstehen auch heute noch, einzeln und zusammen in Gruppen von Sternen mit einem großen Bereich von stellaren Massen. Doch auch heute kann man dabei zusehen, wie sich neue Sterne bilden. Dieser Zyklus der Sternentstehung bestimmt die Entwicklung der Galaxien über das Alter des Universums.

Die hoch komplexen Entstehungsprozesse von Sternen im interstellaren Medium, kosmischen Dunkelwolken aus Gas und Staub, sind erst teilweise verstanden. Die physikalischen und chemischen Grundbedingungen der Entstehung werden durch viele Faktoren beeinflusst: durch die energetische Rückwirkung junger Sterne auf die Umgebung, die chemische Zusammensetzung der umgebenden Stoffe, durch Galaxiekollisionen und die Wechselwirkung von Gas-Jets und zentralen Winden in galaktischen Kernen. Um das Zusammenwirken dieser Faktoren zu verstehen, müssen physikalische und chemische Prozesse von der mikrophysikalischen Ebene bis zur großräumigen Rückwirkung der Sternentstehung auf eine Galaxie erforscht werden.

Genau das versuchen Wissenschaftler um den Kölner Prof. Dr. Jürgen Stutzki von I. Physikalisches Institut der Universität zu Köln mit dem Sonderforschungsbereich 956. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft fördert den SFB in den nächsten vier Jahren mit rund neun Millionen Euro. Mit dabei sind die Universität Bonn, das

Max-Planck-Institut für Radioastronomie in Bonn, die Eidgenössische Technische Hochschule Zürich und die University of Michigan in den USA.

Das Forschungsprogramm der Wissenschaftler reicht von der Entwicklung der Sternentstehung über die Geschichte des Universums bis hin zur Mikrophysik der Prozesse, die bei der Sternentstehung im interstellaren Medium ablaufen. Die spektrale Signatur dieser Phänomene untersuchen die Forscher im Submillimeter- und Infrarotbereich, und sie entwickeln die notwendigen Technologien für den Bau neuer astronomischer Instrumente.

Möglich geworden ist die detailgenaue Untersuchung interstellarer Dunkelwolken durch die intensive Entwicklung der sogenannten ferninfraroten und Submillimeter-Spektroskopie. Dabei handelt es sich um unsichtbare Strahlung im Terahertz-Frequenzbereich. Das Kölner Forscherteam um Professor Stutzki gehört zu den weltweit führenden Entwicklern von Terahertz-Detektoren und -Instrumenten. Bereits in der Vergangenheit konnten die Kölner an internationalen Forschungsprojekten teilnehmen: Der ESA-Satellit „Herschel“, im Mai 2009 erfolgreich ins Weltall gestartet, ist mit Detektoren und Spektrometern aus Köln bestückt und der Satellit ist von zentraler Bedeutung für den neuen SFB. Ein weiteres wichtiges Projekt ist das fliegende Observatorium SOFIA (Stratosphären-Observatorium für Infrarotastronomie). Es hat Anfang 2011 seinen Betrieb aufgenommen mit einem in Bonn und Köln gebauten astronomischen Instrument.

Durch den SFB können die Kölner noch an weiteren Forschungsprojekten mitarbeiten: So zum Beispiel am Bau des CCA-

Teleskops (Cerro Chajnantor Atacama Telescope) in der chilenischen Atacama-Wüste. Zehn Prozent der Kosten für den Bau tragen die Universitäten in Köln und Bonn. Das CCAT ist für den SFB besonders wichtig: Es wird mit 25 Metern Durchmesser das weltweit größte Teleskop im Terahertz-Frequenzbereich sein und wird mittelfristig ein zentrales astronomisches Instrument für die Forschung im SFB 956 sein. Neben Fortschritten in der Erforschung des Universums sieht Prof. Stutzki noch einen weiteren entscheidenden Vorteil des SFB: „Der ganz wesentliche Vorteil eines solchen Programms ist, dass man den Studenten ein sehr viel besseres Umfeld bieten kann“, sagt er, „wir eröffnen damit exzellente Chancen für den wissenschaftlichen Nachwuchs.“

 *Many of the stars that can be seen in the night sky are as old as the universe: they were formed billions of years ago. However, it is the especially these massive stars that have a shorter life span and are, even today, formed individually or in groups of stars with a large area of stellar mass. And even today one can observe how new stars are formed. This cycle of star formation determines the development of galaxies and the age of the universe. The extremely complex formation processes of stars in the interstellar medium, that is, the cosmic dark clouds of gas and dust, are currently only partly understood. The basic physical and chemical conditions of the formation are influenced by a huge variety of factors: the retroactive energy of young stars in the surroundings, the chemical composition of the surrounding medium, galaxy collisions, and the in-*

teraction of gas jets and central winds in the galactic cores. In order to understand the significance and coactions of these various factors, it is necessary to study the physical and chemical processes all the way from the microphysical level up to the large-scale retroactive effects of the formation of stars on a galaxy.

This is exactly what scientists working with Cologne Prof. Dr. Jürgen Stutzki from the Physics Institute I of the University of Cologne within the framework of the Collaborative Research Centre 956 are attempting to undertake. The CRC will receive funding of around 9 million Euros from the German Research Foundation over the next four years. The University of Bonn, the Max Planck Institute for Radio Astronomy in Bonn, the Swiss Federal Institute of Technology Zurich, and the University of Michigan are also involved in the project. The research program ranges from the development of the formation of stars, and the history of the universe, through to the microphysics of reaction processes. The spectral signature of these phenomena is to be examined in the context of submillimeter and infrared ranges and they are also developing the necessary technology for the building of new astronomical instruments.

The study of interstellar dark clouds has been made possible by the intensive development of the so-called far infrared and submillimeter spectroscopy. This involves invisible radiation in the terahertz frequency range. The Cologne team working with Professor Stutzki is one of the world's leading teams involved in the development of the technology of Terahertz detectors and instruments. In the past

the team has taken part in international research projects. The ESA Satellite "Herschel", which was successfully launched into space in May 2009, is equipped with detectors and spectrometers from Cologne, and the astronomical observation program conducted via Herschel will be an integral element of the new collaborative research centre.

The beginning of 2011 saw the launching of the flying observatory SOFIA (Stratospheric Observatory for Infrared Astronomy), which was equipped with an astronomic instrument constructed in Bonn and Cologne. The Cologne scientists were also able to work on other research projects within the framework of the CRC. An example is the construction of the CCA telescope (Cerro Chajnantor Atacama Telescope) in the Atacama Desert in Chile. 10% of the cost to build the telescope was contributed by the universities of Cologne and Bonn. The CCAT is especially important for the CRC: with a diameter of 25 meters it will be the world's largest telescope in the terahertz frequency range and a central astronomical instrument for the research of the CRC 956 in the medium term. In addition to advances in the research of the universe, Professor Stutzki sees a further decisive advantage of the CRC: "The fundamental advantage of this type of program is that we can offer the students a much better environment to work in," he says, "we are providing excellent opportunities for young scientists."



## Zwei neue Sonderforschungsbereiche an der Uni Köln

### Two new Collaborative Research Centres at the University of Cologne

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft bewilligte den Sonderforschungsbereich 956 „Bedingungen und Auswirkungen der Sternentstehung – Astrophysik, Instrumentierung und Labor“. Sprecher des Projekts ist Professor Jürgen Stutzki vom I. Physikalischen Institut der Uni Köln. Der SFB erforscht die komplexen, bislang kaum verstandenen physikalischen und chemischen Bedingungen, durch die sich interstellare Materie zu dichten Wolken zusammenballt und durch die am Ende neue Sterne entstehen. Die DFG fördert den Sonderforschungsbereich in den nächsten vier Jahren mit rund neun Millionen Euro; neben der Uni Köln sind Wissenschaftler der Uni Bonn, des Max-Planck-Instituts für Radioastronomie Bonn, der ETH Zürich und der University of Michigan beteiligt.

Verlängert wurde außerdem der Transregio 32 „Muster und Strukturen in Boden-Pflanzen-Atmosphären-Systemen: Erfassung, Modellierung und Datenassimilation“. Sprecherin ist Prof. Dr. Susanne Crewell (Institut für Geophysik und Meteorologie der Uni Köln). Seit 2007 erforschen Wissenschaftler die komplexen Austauschprozesse zwischen Boden, Pflanzen und Atmosphäre. Die Forscher erhoffen sich über das verbesserte Prozessverständnis konkrete Verbesserungen z.B. in den operationellen Wettervorhersagemodellen, hydrologischen Modellen oder der Klimaforschung. Der TR 32 wird in den nächsten vier Jahren mit rund 10 Millionen Euro gefördert. Beteiligt sind neben der Universität zu Köln die Universitäten Aachen und Bonn sowie das Forschungszentrum Jülich.

The German Research Association has granted funding for the Collaborative Research Centre 956 “Conditions and Impact of Star Formation – Astrophysics, Instrumentation and Laboratory Research”. The project’s speaker is Professor Jürgen Stutzki from the Physics Institute I of the University of Cologne. The CRC is researching the complex physical and chemical conditions through which stars are formed after interstellar matter is transformed into dense clouds, a process which is only partly understood. It will receive funding of around 9 million Euros from the German Research Foundation over the next four years; in addition to the University of Cologne, scientists from University of Bonn, the Max Planck Institute for Radio Astronomy in Bonn, the Swiss Federal Institute of Technology Zurich, and the University of Michigan are also involved in the project.

In addition to this, Transregio 32 “Patterns in Soil-Vegetation-Atmosphere-Systems – Monitoring, Modelling and Data Assimilation” has been given an extension.

The speaker is Prof. Dr. Susanne Crewell (Institute for Geophysics and Meteorology of the University of Cologne). The scientist has been researching the complex exchange process between earth, plants and the atmosphere. She hopes through gaining a better understanding of the process to make advancements in, e.g. operational weather forecast models, hydrological models and climate research. TR 32 will receive funding of around 10 million Euros over the next four years. In addition to the University of Cologne, the universities of Aachen and Bonn as well as the Forschungszentrum Jülich are also involved in the project.

## Sonderpreis Hochschulwettbewerb „Patente Erfinder“ University Competition Special Prize “Patente Erfinder (Gifted Inventor)”

Als eines von vier Wissenschaftlerteams wurde die Forschergruppe um Professor Reinhard Strey (Institut für Physikalische Chemie der Universität zu Köln) als ‚patenter Erfinder‘ ausgezeichnet. Die Gruppe erhält einen mit 8.000 Euro dotierten Sonderpreis für die sogenannte „FAWOR-Technologie“, die es ermöglicht, HydroFuel – eine Mikroemulsion aus Diesel, Wasser und einem speziellen Tensid – im Kraftwagen zu mischen und optimal dem Motorzustand anzupassen. Hydrofuel ist eine umweltfreundliche Alternative zu herkömmlichen Brennstoffen für Auto- und Schiffsmotoren. Das Preisgeld soll den Bau von Funktionsmustern und Prototypen unterstützen.

Die vom Wissenschaftsministerium NRW und der Patentvermarktungsgesellschaft PROvendis GmbH ausgelobten Preise werden für innovative Erfindungen mit hohem Marktpotential vergeben und sind mit insgesamt 41.000 Euro dotiert. Wissenschaftler sollen damit bei der Weiterentwicklung ihrer Erfindungen bis zur Produktreife unterstützt werden.

Professor Reinhard Strey's (Department of Physical Chemistry, University of Cologne) research group is one of four teams of scientists that have been awarded the title of 'patenter Erfinder (gifted inventor)'. The group will receive a prize of 8,000 Euros for its so-called "FAWOR-technology", which makes it possible to mix hydrofuel, a micro-emulsion from diesel, water and a special surfactant – in cars to adapt to the motor optimally. Hydrofuel is an environmentally friendly alternative to traditional fuels for car and ship motors. The prize money is to go to the building of functional models and prototypes.

The prize, awarded by the Wissenschaftsministerium NRW (Ministry of Innovation, Science and Research NRW) and the patent market agency PROvendis, is given to innovative inventions with a high market potential and is worth a total of 14,000 Euros. The money goes towards supporting scientists in the development of their inventions into products.

## Neuer Lehrstuhl für Wirtschaftsethik New Chair of Business Ethics

■ Mit dem im April 2010 gegründeten Lehrstuhl für Wirtschaftsethik und Unternehmensentwicklung schärft die Universität ihr Profil im Bereich der Verhaltensökonomie und nimmt sich der gestiegenen Bedeutung wirtschaftsethischer Fragestellungen in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften an. Als Lehrstuhlinhaber konnte sie Professor Bernd Irlenbusch gewinnen, der zuvor an der London School of Economics lehrte und langjährige Erfahrung auf dem Gebiet der Verhaltensökonomie hat.

Irlenbusch und sein Team verfolgen einen in Deutschland bisher einzigartigen Forschungsansatz: Sie untersuchen wirtschaftsethische Fragestellungen nicht nur normativ, sondern vor allem mittels experimenteller Verhaltensforschung. Denn Regelmäßigkeiten im Verhalten von Menschen in wirtschaftlichen Entscheidungssituationen sind bislang nur wenig verstanden. Das wollen Irlenbusch und seine Mitarbeiter ändern – und aus ihren Ergeb-

nissen Strategien zur Förderung ethischer Entscheidungen in Unternehmen entwickeln.

Diese Kombination aus Ökonomie und Ethik gab es vorher nicht in Köln. „Der neue Lehrstuhl passt sehr gut in unser Forschungsprofil und ist eine Bereicherung für unsere Graduiertenschule“, sagt Prof. Achim Wambach, Prodekan für Forschung an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät. Auch im Hinblick auf die bevorstehende Exzellenzinitiative sei es der Fakultät wichtig, die Verhaltensökonomie zu stärken.

■ *Through the Seminar of Corporate Development and Business Ethics, established in April 2010, the University of Cologne is sharpening its profile in the area of behavioural economics and embracing the increasing significance of economic ethical questions in economics and the social sciences. Professor Bernd Irlenbusch has the chair. Prior to this he taught*

*at the London School of Economics and has many years of experience in the area of behavioural economics.*

*Irlenbusch and his team are taking a unique research approach: they are examining economic ethical questions not only normatively but also through experimental behaviour research as regularity in the behaviour of persons making economic decisions has only been partly understood up to now. Irlenbusch and his team want to change this – and to develop strategies for supporting ethical decisions in companies from the findings.*

*This combination of economics and ethics is new to Cologne. “The new Chair is well suited to our research profile and is an asset for our graduate school,” says Prof. Achim Wambach, vice dean for research at the Faculty of Management, Economics and Social Sciences. With regard to the pending excellence initiative, it is also important for the faculty to boost the area of behavioural economics.*



**Herausgeber Editor**

Der Rektor der Universität zu Köln

**Redaktion Editorial Staff**

Universität zu Köln  
Presse und Kommunikation  
Merle Hettesheimer (CvD *editor in chief*)

**Konzept Concept**

Merle Hettesheimer

**Gestaltung Art Direction**

mehrwert intermediale kommunikation  
GmbH, Köln  
www.mehrwert.de

**© Fotos Photos**

Digital Vision (S. 76/77); Köln International School of Design (KISD): Astrid Wolff (S. 6, 8, 10, 20, 28, 36, 44, 52, 58), Lisa Beller (S. 50); MedizinFotoKöln (S. 3, 7) Aleksander Perkovic (S. 3); happy-fotos-berlin.de/Fotolia.com (S. 13); Pete Saloutos/Fotolia.com (S. 17); st-fotograf/Fotolia.com (S. 23); somenski/Fotolia.com (S. 25); S.Kobold/Fotolia.com (S. 27); drubig-photo/Fotolia.com (S. 32), Michael Schütze/Fotolia.com (S. 35); Dan Race/Fotolia.com (S. 41); crimson/Fotolia.com (S. 43); mangostock/Fotolia.com (S. 61), Lucky Dragon/Fotolia.com (S. 64); Super Cyclist (S. 19); dpa (S. 55, 57); Uni Köln (S. 67, 68, 73); 2malig (S. 79); Helmar Mildner (S. 79)

**Titelbild Cover picture**

Köln International School of Design (KISD): Astrid Wolff

**Autoren Authors**

Christine August  
Robert Hahn  
Merle Hettesheimer  
Vanessa Köneke  
Jan Willmroth

**Übersetzung Translation**

Katherine Maye-Saïdi  
Sigrid Newman

**Anzeigenverwaltung | Druck Print**

Köllen Druck + Verlag GmbH  
Ernst-Robert-Curtius Straße 14  
53117 Bonn-Buschdorf

**Anzeigen Advertisement**

Rohat Atamis  
T +49 (0)228 98 982 – 82  
F +49 (0)228 98 982 – 99  
verlag@koellen.de · www.koellen.de

**Auflage Circulation**

3.000

© 2011: Universität zu Köln





**Universität zu Köln**  
**Presse und Kommunikation**

Albertus-Magnus-Platz  
50923 Köln  
[pressestelle@uni-koeln.de](mailto:pressestelle@uni-koeln.de)  
[www.uni-koeln.de](http://www.uni-koeln.de)